ARMEE Rundschau

Magazin des Soldaten

HEFT 12 • DEZEMBER 1963 • PREIS DM 1,–



Unteroffizier Wolfgang Schmidt: Erstes Wiedersehen, Pinselzeichnung 1963

JOHANN WOLFGANG VON GOETHE

Geheimnis

Über meines Liebchens Äugeln
Stehn verwundert alle Leute,
Ich, der Wissende, dagegen
Weiß recht gut, was das bedeute.

Denn es heißt: Ich liebe diesen
Und nicht etwa den und jenen,
Lasset nur, ihr guten Leute,
Euer Wundern, euer Sehnen.

Ja, mit ungeheuren Mächten
Blicket sie wohl in die Runde;
Doch sie sucht nur zu verkünden
Ihm die nächste süße Stunde.



Soldat Roland Voigt

Wehrpflichtiger seit November

Was gefällt und was mißfällt?

Wie hatten Sie sich das Soldatenleben vorgestellt?

Ganz ehrlich, mit den Vorstellungen war es nicht weit her. Ältere Leute hatten mir vom Barras erzählt und junge von unserer Armee — theoretisch war mir der Unterschied klar. Aber ein richtiges Bild machen konnte ich mir kaum.

Und was ist Ihnen nun in den ersten Wochen besonders aufgefallen?

Wenn die Ausbildung vorbei ist oder in der Pause kann ich zu den Vorgesetzten gehen und mit ihnen über alles sprechen, was mich bewegt. Das tun auch viele, und oftmals muß der Ausbilder wirklich die Gespräche abbrechen, weil ja die Ausbildung weitergehen muß.

Der Soldat kann also dem Vorgesetzten vertrauen?

Ja, denn das sind Menschen wie wir, mit den gleichen Zielen und Interessen, mit Wissen und Können. Allerdings möchte ich eine Einschränkung machen.

Welche?

Ich glaube, daß sich noch nicht alle Vorgesetzten richtig verhalten. Ich war zuerst etwas erstaunt über den rauhen und groben Ton mancher Gruppenführer. Natürlich sollen sie unsere Fehler rügen, bestimmt, aber nicht grob.

Sie meinen, der Ton macht die Musik?

Ja. Aber das ist nicht das Wichtigste. Für uns war doch alles neu, selbst die einfachsten Wendungen in der Exerzierausbildung. Und da ist es wichtig, daß der Gruppenführer uns jede Phase einer Übung selbst vormacht, daß er Schritt für Schritt vorgeht und langsam eine bestimmte Tätigkeit aufbaut.

Ist das nicht so?

Nicht immer. Es passiert, daß der Gruppenführer uns fünf, sechs Dinge an den Kopf knallt, sie kurz zeigt und dann von uns erwartet, daß wir sie richtig und exakt ausführen. Oft haut das nicht hin und dann wird er ungeduldig, wodurch das Ergebnis nicht besser wird. Ganz abgesehen davon, daß ein solches Vorgehen das Verhältnis der Soldaten zum Gruppenführer erkalten läßt. Wir merken genau, ob er uns etwas beibringt, weil er muß, oder ob er sich bemüht, es möglichst gut zu machen.

Wirkt sich das auf die Ausbildung aus?

Neulich gruben wir im Übungsgelände Schützenlöcher. Unser Gruppenführer, Unteroffizier Staude, hätte uns dabei angetrieben. Bei uns war an diesem Tage aber Unteroffizier Erdmann. Er weckte unseren Ehrgeiz und machte uns Mut. Wir haben es geschafft, was vielleicht sonst nicht erreicht worden wäre. Die Vorgesetzten sollten den guten Willen der Genossen ausnutzen, sie anspornen, Lob und Tadel richtig anwenden und den Wettbewerb um die besten Leistungen fördern.

Sie sind also nicht gegen Härte?

Keineswegs. Der Dienst ist kein Zuckerlecken und oft muß man sich zusammenreißen, um mitzuhalten. Aber die Methode macht viel. Vom Übungsgelände marschierten wir als einziger Zug unter der Schutzmaske zurück. Keiner empfand das als Schikane, weil unser Zugführer, Leutnant Herter, uns erklärt hatte, warum das so sein muß. Das ist überhaupt bei ihm und vielen anderen so — er fordert viel, aber er hat Geduld, er erläutert ausführlich und anschaulich.



Wenn es nicht gleich klappt, wird er nicht laut, sondern übt weiter.

Wie kommt es zu diesem unterschiedlichen Verhalten?

Sicher nicht durch bösen Willen des einzelnen, sondern weil er es nicht gelernt hat, den Stoff richtig zu vermitteln und mit den Menschen umzugehen. Die Unteroffiziere müßten in ihrer Ausbildung auch etwas Psychologie und Pädagogik mitbekommen. Und dazu dann Erfahrungen in längerem Dienst.

Beeinflußten diese Überlegungen Ihre Ziele?

Ich hatte mich schon als Soldat auf Zeit verpflichtet. Ich möchte gerne ein guter Unteroffizier werden. Meine Erfahrungen haben diesen Entschluß bekräftigt.

Wie urteilen Sie nach den ersten Wochen über den Armeedienst?

Der Dienst verlangt viel, er ist hart. Aber ich finde ihn auch interessant und abwechslungsreich. Ich weiß schon jetzt, daß er positiv auf mein weiteres Leben einwirken wird.

Medaillen und Meister

Wieviel Olympiamedaillen und Weltmeistertitel haben die Sportler der Nationalen Volksarmee bisher errungen? Gefreiter H. Dobersee

Bei den Olympischen Spielen 1960 erkämpften sich die Armeesportler durch Hans Grodotzki (5 000 und 10 000 m) und Lothar Metz (Ringen) drei Silbermedaillen sowie durch Günter Siegmund (Boxen) eine Bronzemedaille. Von 1956 bis Ende 1963 holten sich Sportler der Nationalen Volksarmee insgesamt 27 Weltmeistertitel.

Es gibt noch Kavaliere



Den beiden unbekannten Soldaten, die am 7. Oktober 1963 auf der Strecke Berlin – Stralsund einem jungen Mädchen Kaffee spendierten, ein herzliches Dankeschön. Diese Soldaten versehen wahrscheinlich im Bereich Pasewalk ihren Dienst, denn hier verließen sie den Zug.

Renate Schumacher, Stralsund

Klar geregelt

Im Sommer 1961 begann ich als Freiwilliger meinen Ehrendienst in der Nationalen Volksarmee. Seit 1962 bin ich Offiziersschüler. Ich war der Meinung, daß ich wie alle im dritten Dienstjahr befindlichen Gefreiten, welche bereits vor der Verkündung des Wehrpflichtgesetzes dienten, Ausgang bis 06.00 Uhr erhalte. Meine Vorgesetzten sind aber anderer Ansicht.

Wilfried Köhler, Döbeln

Für Offiziersschüler gelten die in der DV 10/14, Abschnitt XIII, festgelegten Ubergangsbestimmungen. Es heißt dort, daß Offiziersschüler im ersten und zweiten Lehrjahr Erholungsurlaub und Ausgang wie Soldaten erhalten, d. h. täglich nach Dienst bis zum Zapfenstreich, an Feiertagen und an einem Wochentag bis 24.00 Uhr, sonnabends und an Tagen vor Feiertagen bis 02.00 Uhr.

Der Weg ist abgesteckt

Ich lese seit langer Zeit die „Armee-Rundschau". Sie gefällt mir von Monat zu Monat besser. Mit dieser Zeitschrift kann man sich sehr gut auf den Dienst in der Armee vorbereiten. Ich selbst interessiere mich für die Luftstreitkräfte und möchte Flugzeugführer werden. Welche Voraussetzungen braucht man dazu?

Ulrich Bräutigam, Schmölln-Zschernitzsch

Voraussetzungen sind der Abschluß der erweiterten polytechnischen Oberschule, eine erfolgreiche vormilitärische Ausbildung im Motorflug bei der GST, Flugtauglichkeit ohne Einschränkung, nach Möglichkeit abgeschlossene Berufsausbildung in einem Metallberuf. Außerdem dürfen die Bewerber zum Zeitpunkt der Aufnahme an der Offiziersschule nicht älter als 19 Jahre sein.

Wie entsteht ein Aktfoto?

Im November-Postsack brach Günter Lehmann eine Lanze für das Aktfoto im Soldatenmagazin. Ich leiste ihm Schützenhilfe. Zugleich habe ich eine Frage dazu: Wie entsteht eigentlich ein Aktfoto? Wird es am FKK-Strand „geschossen" oder im Atelier gemacht? Ist der Fotograf mit dem Mädchen allein? Mich würde das mal interessieren. Unteroffizier Neumann, Erfurt

Wir verweigern die Antwort – nicht. In unserer Januarausgabe (1964!) werden wir Ihnen die Sache in einer dreiseitigen Bildgeschichte genau erklären. Machen Sie sich also einen Knoten ins Taschentuch: Januarheft besorgen!

Wählen Sie schwarz

Gibt es eine Festlegung über die Farbe der Trainingsanzüge für Armeeangehörige?

Winfried Bodner, Erfurt

Der Dienstsport ist in Dienstbekleidung durchzuführen, der Trainingsanzug ist eine Bekleidung für den Freizeitmassensport. Es ist verständlich, daß man auch beim Freizeitsport durch einheitliche Sportbekleidung ein einheitliches Bild anstrebt. Aber darüber sagt keine Vorschrift etwas.

Kleiner Fehltritt?



Auf der Rückseite des Oktoberheftes ist die ohne Zweifel sehr charmante junge Schauspielerin Doris Weikow zu sehen. Es ist doch bestimmt ein kleiner modischer Fehltritt, wenn man zu einer Damenhose Pumps – oder anders gesagt – hochhackige Schuhe trägt. Oder wird das modern? F. Sagner, Schwerin

Selbstverteidigung für alle

Ich bin voll und ganz dafür, an allen Offiziersschulen den Judo-Kampfsport als Pflichtfach einzuführen. Ich möchte das sogar noch erweitern: Nicht Judo-Kampfsport schlechthin, sondern die Schule der Selbstverteidigung muß vor allem gelehrt und von allen Genossen beherrscht werden. Zum anderen meine ich folgendes: Nicht nur bei den Offizieren, sondern vor allem auch bei unseren Unteroffizieren und Soldaten muß diese Sportart viel mehr verbreitet werden. Damit könnte man schon vom ersten Tag der Ausbildung neuer Genossen beginnen. Es wäre auch gut, wenn man eine Art Handbuch herausgeben würde, in dem die Grundlagen des Judo-Kampfsports und der Selbstverteidigung enthalten sein müßten. Leutnant Reitzenstein, Forst

Lachen ist gesund



Vignetten: Arndt

Monatlich kaufen wir die „Armee-Rundschau" und finden sie sehr interessant und abwechslungsreich. Besonders interessant sind die Leserbriefe, wo wir schon manche Träne gelacht haben. Im Oktoberheft fanden wir etwas sehr Nettes und die Bauchmuskeln sehr Anregendes. Ihr spracht da im Postsack von dreijährigen Offiziersschülern. Wir stellen uns das bildlich sehr lustig vor.

Udo Friedrich
und Wolfgang Henker,
Nordhausen

Noch Experiment

Vor einiger Zeit las ich etwas von einem amerikanischen bemannten Flugkörper X 15, der die phantastische Höchstgeschwindigkeit von 9800 km/h erreichen soll. Was ist das für ein Flugkörper? Roland Müller, Zwickau

Das amerikanische Raketenflugzeug X 15 dient dem Ziel, einen „Raum-Raketenbomber" zu schaffen. Dadurch soll die Lücke in der Entwicklung der Fernraketen geschlossen werden. Zur Zeit experimentiert man mit der X 15C, die von einem Trägerflugzeug auf mehrere Kilometer Höhe getragen und dort gestartet wird. Das Ziel ist eine Einsatzhöhe von 250 km und eine Geschwindigkeit von 9800 km/h. 1961 ist es gelungen, zeitweilig 6458 km/h zu fliegen. Das Modell befindet sich jedoch noch im Versuchsstadium.

SOLDAT HÖHN fragt: Hängt bei der Erfüllung der Schießübung nicht viel vom Glück oder Pech ab, daß man eine gute oder schlechte Schützenwaffe erwischt hat?



Oberst RICHTER antwortet

Glück oder Pech, das scheint hier die Frage. So will ich denn auf Ihre Schicksalstheorie kurz eingehen und der Wahrheit die Ehre geben.

Die erste Wahrheit ist: Es gibt keine guten oder schlechten Waffen in unserer Armee. Alle Waffen entsprechen den Erfordernissen des modernen Gefechts. Sie alle sind von guten Eltern und haben einen guten Stammbaum. Ihre Prototypen haben sich tausendfach bewährt.

Die zweite Wahrheit ist: Trotzdem gibt es gute und schlechte Waffen in den Händen unserer Genossen – nämlich gut oder schlecht bekannte, behandelte, gepflegte und beherrschte Waffen.

Die dritte Wahrheit ist: Gute Schießergebnisse hängen von mehreren Faktoren ab, von der Waffe und dem Schützen, von seiner Fähigkeit nämlich, die Waffe zu beherrschen.

Da sind Sie also selbst: gutes Auge, sichere Hand, starke Nerven, fester Wille. Halt! Stimmt das wirklich? Haben Sie z. B. schon mal zusätzliches Gerätetraining gemacht – am Barren, am Reck, am Seil, an der Sprossenwand und mit dem Gewicht am Arm in Vorhalte zur Stärkung der Arm- und Brustmuskulatur, jede Woche zwei-, drei- oder fünfmal wiederholt und gesteigert?

Ja, und so müssen Sie dann auch das Schießtraining auffassen: Die Waffe fest in Ihre trainierten Hände nehmen und alle Regeln der Schießvorschrift (DV 20/10) genau beachten.

Bleibt noch die Waffe selbst. Hier beginnt also das Schicksal, meinen Sie. Ich nicht. Ich meine, man muß gutes Vertrauen zur Qualität der Waffe haben und voll begreifen, welche Vorgänge sich in der – von Ihnen selbstverständlich tip-top gepflegten – Waffe beim Schuß abspielen. Außerdem meine ich auch Ihren Kommandeur, der dafür sorgen muß, daß die Waffe bei der Übernahme angeschossen wird und daß in Ihrem Schießbuch immer das Trefferbild Ihrer Waffe eingetragen ist, damit Sie deren „Handschrift" genau kennenlernen. Das Trefferbild ist nämlich die Visitenkarte Ihrer Waffe.

Jetzt sind Sie der Meister, der bestimmt, was Glück und Pech beim Schießen ist. Dann wird sich auch Ihre Waffe nicht darüber grämen, einen schlechten Schützen erwischt zu haben, denn den gibt es eigentlich, genau genommen, auch nicht – wenn Sie mir erlauben, das Bild von den ersten zwei Wahrheiten mal umzukehren.



Abteilung kehrt!


Wär' nicht verkehrt!

Unsere Mitarbeiter Oberstleutnant Kurt Erhart (Text) und Heinz Weiß (Bild)

erlebten eine

Aktion mit R-21



◀ **Verletzte, die ärztliche Hilfe brauchen, werden an Bord gehievt. Im medizinischen Trakt werden sie ärztlich betreut und versorgt. Selbst operative Eingriffe können dort erfolgen.**

◀ R-21 unter der Dusche. Mit Hilfe der Eigensprühanlage bildet das Schiff einen Wasserdom, der es vor radioaktiven Stoffen bewahrt, bzw. es wieder entaktiviert.

Ein Element, das x-mal geübt werden muß: Der Arzt begibt sich über die Strickleiter an Bord, um sofortige Hilfe zu leisten. Dieser Übungsteil – wie auch das Aufnehmen Verletzter – verlangt von Arzt, Hubschrauberführer und Schiffsbesatzung gutes Zusammenspiel. ▶


enn Sie wünschen, befreien wir Sie sofort von jenem Fossil, das wir den Blinddarm nennen." Kapitänleutnant Dr. Stange sagt das so gelassen, als wäre das auf einem fahrenden Kriegsschiff etwas durchaus Alltägliches. Ich bin platt. Solch ein Ansinnen wurde mir auf noch keinem Schiff der Volksmarine gestellt. Mit einem Schnaps und Pfeffer hatte man mich zwar schon einmal von Halsschmerzen kuriert, aber den Blinddarm operieren ...?
Immerhin, diese Worte des Flottillenarztes haben ihre Berechtigung. Unser Schiff ist R-21, das eigens für medizinische und Bergungszwecke geschaffene Schiff.
Wir befinden uns im Herzstück des medizinischen Traktes, dem Operationsraum. Jeder Winkel ist sinnvoll ausgenutzt. In Nischen und Ecken hängen Instrumentenschränke, darin, steril verpackt, Bestecke und Verbandszeug. Helle OP-Lampen werfen ihr Licht auf den Operationstisch, Waschbecken blitzen.
Durch die geöffnete Tür sind die Schlingerkojen der Patientenkammer zu sehen. Dort müßte ich liegen, wenn ...
Es ist aber nicht die Aufgabe Dr. Stanges und seiner Mitarbeiter, den AR-Reporter zu operieren, sondern die Seenot-Rettungsübung, zu der R-21 ausgelaufen war, erfolgreich

Eine Schlauchboot-Fährverbindung ermöglicht das rasche Übernehmen der Geschädigten vom Kampfschiff auf R-21. Nach der ersten ärztlichen Behandlung werden sie dem Stützpunktlazarett zugeführt. Lebensgefährlich Verletzte übernimmt der Hubschrauber, die übrigen bringt das Hilfsschiff an Land.

Aktion mit R-21



abzuschließen. „Diese Übung sieht vor", so erklärt er, „einem Schiffsverband zu Hilfe zu kommen, dem durch ‚Feindeinwirkung' Schaden zugefügt wurde. Wir spielen verschiedene Varianten der Bergung durch. Von der Selbst- und gegenseitigen Hilfe bis zur komplizierten Bergung aus Seenot."

Signale tönen durch die Decks. Wir haben den Einsatzraum erreicht. Die Besatzung nimmt ihre Plätze ein. R-21 ist bereit. Drüben im Dunst liegt das Kampfschiff. Auf ihm befinden sich Verletzte. Sie müssen übernommen werden. Leinen werden hinübergeschossen. Schlauchboote zu Wasser gelassen. Innerhalb weniger Minuten ist die Verbindung hergestellt. Die Verletzten werden auf R-21 gehievt.

Inzwischen umkreist das Feuerlöschboot

das „beschädigte“ Schiff und spült es mit seinen Wasserkanonen von oben bis unten ab. Die Schlepper machen sich zum Unterfangen klar.

Ein Schauspiel besonderer Art fesselt uns jetzt: Das Absetzen eines Arztes aus dem Hubschrauber. X-mal muß dieser Komplex geübt werden, denn nur mit Hubschraubereinsatz kann ein Arzt in kürzester Frist auf ein Schiff gebracht werden, können Erkrankte abgeholt und der weiteren ärztlichen Obhut übergeben werden.

Die Strickleiter ist bereits abgeworfen und achtern aufgenommen worden. In der Tür der Mi-4 erscheint der Arzt, greift in die Sprossen und steigt dann herunter an Deck. Zwischen dem Hubschrauberführer und der Schiffsbesatzung ist hierbei ein gutes Zusammenspiel notwendig. Besonders aber dann, wenn Verletzte vom Hubschrauber aufgenommen werden müssen.

Teilstück für Teilstück der Seenot-Rettungsübung läuft sicher und gekonnt ab. Die Statisten des Schauspiels – die von Matrosen imitierten „Verwundeten“ – werden dem Stützpunktlazarett zugeführt, wo neue Aufgaben auf die Männer mit dem Äskulapstab warten.



Die Rettungsinsel, ein selbstaufblasbares Floß, wird außenbords gebracht. Mittels einer Zugleine werden die Schalen abgeworfen und Preßluft bläst das Floß auf. In seinem Innern befinden sich Lebensmittel, Süßwasser, Medikamente, Signalgeräte und Decken. Die „Insel“ schützt Schiffbrüchige vor allen Unbilden des Meeres; sie gewährt ihnen Sicherheit, bis durch Schiffe oder Hubschrauber Rettung naht.

DAS GEHEIMNIS DER KOFFER

Nach Tatsachen erzählt von A. Nesterow



Schnaufend verhält die schwere Lokomotive am Ende des Bahnsteiges, auf dem geschäftig Uniformierte dahineilen. Tausende Kilometer ist sie über silberglänzende Stahlschienen durch fremde Länder gebraust; nun kann sie an der ersten sowjetischen Station wieder eine wohlverdiente Rast einlegen.

Die Grenzsoldaten besteigen den Zug, öffnen die Abteiltüren, grüßen militärisch und sagen: „Guten Morgen! Die Ausweise zur Kontrolle bitte!"

Verschlafene Gesichter blicken ihnen zumeist entgegen, denn es ist noch sehr früh am Tag. In einem der Abteile treffen die Grenzsoldaten jedoch einen sehr munter und selbstsicher blikkenden einsamen Herrn an. Straff aufgerichtet sitzt er in den Polstern und reicht betont lässig seinen Paß zur Kontrolle. Die Papiere sind in Ordnung. Noch ein prüfender Blick in das Gesicht des Mannes, dem er, ohne mit der Wimper zu zucken, standhält. Offensichtlich muß er schon sehr zeitig aufgestanden sein, denn Wangen und Kinn sind glatt rasiert.

Langsam gleitet der Strahl der Taschenlampe durch das nur von der Nachtbeleuchtung notdürftig erhellte Abteil, streift über das sorgsam gemachte Bett, erfaßt das Wandtischchen mit der Thermosflasche und bleibt schließlich an zwei mächtigen, aufrecht stehenden Koffern hängen.

„Gehören die Ihnen?"

„Diplomatengepäck!" sagt der Ausländer schnell, und die Siegel an den Koffern bestätigen die Wahrheit seiner Worte.

Die Formalitäten wären also erledigt. Der Kontrolleur nickt seinem Genossen auf dem Gang zu, knipst die Taschenlampe aus und verabschiedet sich mit einem höflichen: „Vielen Dank! Angenehme Weiterreise!" Fast behutsam schließt er die Abteiltür hinter sich. Alles in Ordnung, denkt er. Nirgends war etwas auszusetzen – und trotzdem. Argwohn ist in ihm erwacht. Noch weiß er selbst nicht weshalb. Macht ihn die allzu selbstsicher scheinende Haltung des so sorgfältig rasierten, aalglatt wirkenden Mannes im Halbdunkel des Abteils mißtrauisch? Das wäre Kinderei. Denn da hat man schon viel auffälligere und trotzdem völlig harmlose Leute kennengelernt.



Zeichnung: Kluge

Aber leuchtete nicht eben, beim Verlassen des Abteils, so etwas wie heimlicher Triumph in den Augen dieses Ausländers auf? Unsinn! Das konnte Einbildung sein.

Trotzdem – irgend etwas stimmt hier nicht. Was mag es sein? Blieben doch eigentlich nur noch die Koffer. Diplomatengepäck . . .; die Siegel waren einwandfrei . . .; ja, aber weshalb lagen die Koffer nicht im Gepäcknetz? Aus welchem Grunde stehen sie, schräg an die Wand gelehnt, hochkant auf der unteren Liegebank?

Der Grenzsoldat ist sicher, die Quelle seines plötzlichen Mißtrauens ergründet zu haben. Doch was soll es. Im Grunde genommen hat er seine Pflicht getan. Und Diplomatengepäck ist für ihn unantastbar. Dennoch interessiert ihn brennend der Grund für die so ungewöhnliche Aufstellungsart dieser seltsamen Koffer.

Am einfachsten wäre es wohl, den Reisenden selbst zu fragen. Doch was würde der antworten? Vielleicht überhaupt nicht. Wahrscheinlich würde er nur mit den Schultern zucken und dazu spöttisch lächeln. Nein, so geht es nicht. Da muß man sich schon etwas anderes einfallen lassen. In Gedanken versunken, tritt der Soldat hinaus auf den Bahnsteig, geht hinüber zum Zimmer des Diensthabenden.

Wenige Minuten später läuft ein Eisenbahner den Gang des Waggons entlang, reißt die Abteiltüren auf und wiederholt jedesmal monoton: „Der Wagen ist nicht in Ordnung. Er muß ausgewechselt werden. Wir bitten die Reisenden, solange den Wartesaal aufzusuchen!"

Als der Herr mit dem glattrasierten Gesicht diese Neuigkeit erfährt, springt er wütend auf. Seine bisher zur Schau getragene überlegene Ruhe ist wie fortgeblasen.

„Hören Sie“, schreit er. „Wie denken Sie sich das? Ich habe hier zwei schwere Koffer!“
„Kein Grund zur Aufregung“, murmelt der Eisenbahner mit sanfter Stimme. „Einen kleinen Moment, bitte. Ich rufe sofort Gepäckträger.“ Die scheinen auf dieses Stichwort nur gewartet zu haben, denn eilig poltern sie bereits durch den Gang.
„Hier“, sagt der Eisenbahner. „Die beiden Koffer. für den Herrn, in den Wartesaal . . .“
„Vorsicht!“ schreit der aufgeregt dazwischen. „Nicht kippen!“
Die Gepäckträger nicken bedächtig mit dem Kopf. Unter Ächzen wuchten sie die Koffer auf den Gang und zur Tür. Verdammt, da scheinen Steine drin zu sein. Dann klettern sie nacheinander die Stufen des Trittbretts hinunter – und stellen unversehens die schwere Last auf den Kopf. Der forsche, glattrasierte Herr, der mit finsterer Miene hinter ihnen durch den knirschenden Schnee zum Bahnhofsgebäude stapft, hat es nicht bemerkt. Halblaut knurrt er Verwünschungen vor sich hin.
„Sieh mal“, sagt da der eine Träger zu seinem Gefährten und weist mit einem Blick auf die Koffer. Der andere reißt vor Erstaunen die Augen weit auf: Feine Dampfwolken dringen aus winzigen Löchern. Wie von Furien gehetzt, rennen sie nun samt ihrer Last geradewegs zur Zollabfertigung, ohne das erboste Schreien und Schimpfen des hinterdrein schnaufenden Herrn zu beachten.
Als der, völlig außer Atem, bei der Zollabfertigung anlangt, tritt ein Offizier der Grenztruppen auf ihn zu: „Es kommt Dampf oder Rauch aus Ihrem Gepäck. Haben sie feuergefährliche Produkte darin? Es dürfte wohl besser sein, die Koffer zu öffnen.“
Das glattrasierte Gesicht wird hart, und der Herr zischt:
„Dazu haben Sie kein Recht. Das ist Diplomatengepäck. Ich werde mich beschweren!“
„Tja“, sagt der Offizier nun bedauernd. „In diesem Fall müssen wir die Beförderung mit öffentlichen Verkehrsmitteln ablehnen – Sie verstehen, Transportgefährdung. Aber Sie dürfen dessen gewiß sein, daß wir die Koffer sicher aufbewahren, bis Sie eine andere Möglichkeit gefunden haben.“
In diesem Augenblick dringt ein dumpfer Schrei aus einem der Koffer. Und aus dem anderen tönt es halberstickt:
„Um Himmelswillen! Aufmachen! Ich komme um!“
Die Hand des bis jetzt so selbstsicheren Herrn tastet haltsuchend nach einer Stuhllehne.
„Nun?“ fragt der Offizier, ihn unentwegt musternd. Sein Blick fordert unerbittlich. Am ganzen Leibe zitternd, nickt der andere endlich Zustimmung. Dann sackt er auf dem Stuhl zusammen.
Die Koffer werden geöffnet. Dunstwolken schlagen heraus, und zwei schweißüberströmte Frauen kommen zum Vorschein, kaum noch bei Bewußtsein – Agentinnen. Illegal über die Grenze geschleust. Auf alle Wechselfälle ihres Gewerbes trainiert. Doch den Kopfstand im Koffer hatten sie nicht vertragen.

Waffenbrüder Magazin

Am 21. Dezember begeht die Vietnamesische Volksarmee und am 22. Dezember die Jugoslawische Volksarmee ihren Jahrestag.



Ein Übungsgerät für das Funkmeßtraining im Unterrichtsraum konstruierten die Soldaten Wodalaski und Gefremow von der Gruppe der zeitweilig in der DDR stationierten sowjetischen Streitkräfte. Ihre Einheit gehört zu den Raketentruppen der Luftverteidigung. Mit dem neuen Gerät können die Fertigkeiten der Funkorter überprüft werden, ohne wie bisher eine Funkmeßstation für Ausbildungszwecke zu blockieren.

Während eines Freundschaftsbesuches in einer LPG reparierten die Sowjetsoldaten Wladimir Selesnew und Alexander Lobsky eine Betonmischmaschine. In einer anderen LPG barg eine sowjetische Einheit zwei im Morast versunkene Traktoren.

Die höchsten Gipfel der Karpaten überwanden Einheiten der Tschechoslowakischen Volksarmee mit ihrer gesamten Kampftechnik im Laufe einer mehrtägigen Übung. Diese an sich schon beachtliche Leistung ist um so höher einzuschätzen, da eine radioaktive Verseuchung der Gebirgshänge angenommen wurde, so daß Soldaten und Kommandeure fast ständig unter der Schutzmaske handeln mußten.

Das Leben von drei Soldaten der Polnischen Volksarmee rettete der Obermatrose Peter Koschmieder bei einer gemeinsamen Übung der sozialistischen Ostseeflotten. Die Soldaten waren beim Anlanden durch außergewöhnlich hohe Brandung und starke Grundsee abgetrieben worden.
Zur Erinnerung an diese mutige Tat der Waffenbrüderschaft überreichte der Chef der Polnischen Seekriegsflotte, Vizeadmiral Studinski, dem Genossen Koschmieder unmittelbar nach Beendigung der Übung eine wertvolle Armbanduhr.



Wenn die Nebel weichen

VON HELMUT MEYER

Der Morgen des 24. Dezember graut. Milchiger Dunst schwebt über der Spree.
Nur Maschinengewehre besitzen sie noch. Die beiden Haubitzen hat Otto Wels abholen lassen, heimlich, vor Tagen schon. Knapp hundert Matrosen sind sie im Marstall und Schloß: knapp hundert Mann gegen eine Division! Von Potsdam her ist Lequis eingerückt. Garderegimenter mit schweren Waffen!
Kasper Bogundes MG steht in der Südfront des Schlosses in einer Fensternische aufgebaut, schräg über dem Portal am Neptunbrunnen, es hat Schußfeld zur Stechbahn und zur Brüderstraße. Kaspers Daumen ist dick verbunden, puckert, schmerzt, der Verband ist durchgeblutet. Beim Kampf gegen den Lequisschen Panzerwagen, der gestern Mittag das Zeughaus angriff — als sie mit geballter Ladung den Tank ansprangen, als Franz Klingenbach fiel! — wurde ihm die Kuppe des Daumens fortgerissen.
„Wenn du kannst, bleib!" hatte Dorenbach gesagt. „Zuviele sind schon fort, haben Urlaub genommen, haben nicht gewußt, was die Regierung plant."
Die Regierung! Kasper schlägt fröstelnd den Mantelkragen hoch. Ein gemeines Spiel ist getrieben worden. Schloß und Marstall sollen sie räumen, sie, die Matrosen. Sollen das Schloß Lequis überlassen. Auflösen soll sich die Volksmarinedivision! Befehl von Wels, vom Stadtkommandanten.
Wer hat die roten Fahnen gehißt — in den letzten Oktobertagen im Jadebusen schon —, als die Flotte vor Wilhelmshaven stand? Wer zusammen mit den Arbeitern die roten Fahnen in Kiel? Wer hat den Kaiser davongejagt? Der Ebert, der Scheidemann? Nein, die nicht, die sich Regierung nennen. Die Arbeiter, die Matrosen machten die Revolution. Spartakus kämpfte! Nur Spartakus! Doch die Regierung will die Revolution im Blute ersticken. Feucht und naßkalt ist der Morgen. Kasper lauscht. Es ist völlig still. Der Neptun ragt groß und verschwommen aus dem Wasserbassin. In der Brüderstraße leuchtet aus einigen Fenstern Licht, gelbrötlich. Keine hundert Meter weit kann er sehen.
Hundert Mann! denkt Kasper. Nur hundert Mann. Werden die Arbeiter ihnen zu Hilfe kommen? Und wenn? Sollen die Arbeiter mit nackten Armen gegen Kanonen kämpfen?

Ein Auto bremst. Benagelte Stiefel klacken über das Pflaster. Parlamentäre! Ein Leutnant, drei Soldaten.
Der Leutnant verhandelt mit Dorenbach. Deutlich ist jedes Wort zu hören. Bedingungslose Übergabe wird gefordert. Dorenbach lehnt ab. „Niemals", erklärt er. Wieder das Klacken der schweren Stiefel. Der Wagen fährt geräuschvoll und schnell über den Platz zur Spree, jagt über die Brücke.
Antreten ohne Waffen vorm Schloß, ist die Bedingung. Die Gebäude innerhalb von zehn Minuten räumen! — „Ohne Waffen!" höhnt Barrer, der mit Jensen am anderen Fenster steht. „Uns von den Offizieren zusammenknallen lassen?" Er schreit: „Von unseren Leichen die Waffen — aber nicht von uns!"
Die Übergabe wird einstimmig abgelehnt. Noch immer fühlt Kasper den bohrenden Schmerz. Heller wird es. In der Brüderstraße verlischt das Licht hinter den Fenstern. Werden die Arbeiter kommen? In zehn Minuten sind Schloß und Marstall zu räumen. Kasper fühlt plötzlich den Schlag seines Herzens. Angst überfällt ihn. Das Ende! Soll das hier das Ende sein? Franz Klingenbach, der nun tot im Schloßkeller liegt, hat gestern noch mit Leokadia gesprochen, mit Leokadia, die ihm jetzt aus dem Wege geht, ihn meidet, wo nur immer sie kann!
Der Nebel löst sich. Weiter wird die Sicht. An Leokadia muß Kasper denken, an Leokadia und Elli. Seine Schuld ist es gewesen, damals im Sommer, daß sich die Mädchen nicht mehr verstehen. Auf Leokadias Laubengrundstück sieht Kasper sich wieder, Mundharmonika spielend unter dem Apfelbaum . . .
Die Polizei suchte ihn, den Kurier der Matrosen. Geflohen war er aus dem Zuge, der ihn nach Köln bringen sollte — zur Aburteilung, zum Tode durch Erschießen. Durchgeschlagen hatte er sich bis nach Berlin. Leokadia hielt ihn in der Laube versteckt. Die Polizei vermutete ihn bei Elli, bei seiner Verlobten. Doch Elli hatte nichts gewußt. Er hatte Elli nicht sagen dürfen, daß er Kurier für Spartakus war: ihr, die ihm selbst sogar Flugblätter mitgeben wollte, die ihn liebte — und in ihm dann einen Feigling sah. Den Verlobungsring gab sie ihm zurück . . . Dann ist der Sommer mit Leokadia gewesen. Allein waren sie beide. War es schlecht, was er tat? Er liebt doch Elli heute noch . . .

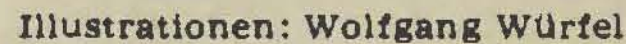


Er schrickt auf. „Rrss-wiu-wwumm!“ Die Frist ist vorbei.
Artillerie! Der Einschlag sitzt unten. Der Luftdruck schleudert ihn fast zu Boden. Es klirrt im Schloß. Steine spritzen in die Luft, klatschen zu Boden. Der Schuß schlug vor dem Neptunbrunnen ein. „Zehnkommafünf!“ schreit Barrer. „Vom Gendarmenmarkt her!“ Ununterbrochen heult und kracht und splittert es. Rundherum müssen die Batterien stehen: Unter den Linden. auf dem Werderschen Markt. Gelbkreuz wird geschossen? Blaukreuzgranaten! Der Westflügel des Marstalls beginnt zu brennen. Lodernde Flammen schlagen aus den Fenstern!
Stahlhelme auf der Schleusenbrücke. Stahlhelme in der Brüderstraße! „Schießen!“ brüllt Barrer. „Schießen. schießen!“
Wie irr jagen die Soldaten über das Pflaster. zerren ein schweres MG hinter sich her. Schon liegen sie an der Brüderstraße. in der Haustürecke. In Sekunden bringen sie das Maschinengewehr in Stellung.
Kasper schießt. Sein MG bäumt auf. Er drückt nach unten. Er schießt zu hoch. noch immer zu hoch. Ladehemmung! Das MG setzt aus. Er stößt. er zerrt, reißt am Gurt. Festgeklemmt! Der Gurt hat einen Fetzen Verband weggerissen, bewegt sich nicht vorwärts und nicht zurück. Steinstücke wirbeln ihm um den Kopf. Die von drüben haben sein MG ins Ziel genommen.
Barrer kommt, drängt Kasper zurück. Er packt mit beiden Fäusten zu. stemmt sich mit den Füßen gegen das MG. zerrt, reißt – reißt den verklemmten Gurt zurück. Barrer kniet. Er schießt und schreit, schießt. schreit immer lauter: „Banditen!“ und immer wieder: „Banditen! Banditen!“ Das MG drüben schweigt. Gekrümmt hängt einer über dem Schlitten. Sein Stahlhelm rollt über den Bürgersteig.
Doch schon ist ein neues MG in Stellung gebracht – und noch eins – und noch eins! Von überall setzen sie an zum Sturm.
Maschinengewehrfeuer! Artilleriefeuer! Immer höher schlagen aus den Marstallfenstern die Flammen. Wie lange währt der Kampf schon? Kasper weiß es nicht. Er weiß nur das eine: sie sind verloren – unrettbar verloren, wenn keine Hilfe kommt.
Kasper reißt sich den Verband von der Hand. Schleppt Kühlwasser zum MG und Munition. Überall. wo er hinfaßt, klebt sein Blut.
Er rennt. keucht. Er steht, wie er als Heizer vor dem Feuerloch stand, schweißüberströmt. Beim nächsten Sturm wird ihr MG das Portal nicht mehr halten können. Wo bleiben die Arbeiter, warum kommen sie nicht.

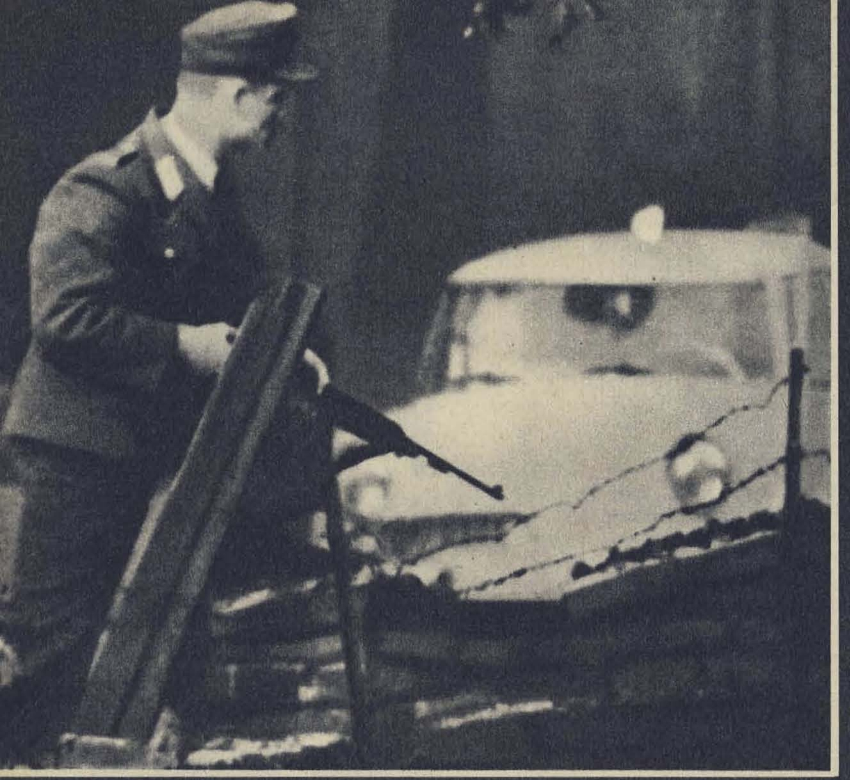
In einer kleinen dunklen Küche an der Frankfurter Allee stehen in der Morgenstunde Leokadia und Elli. Klingenbach hatte mit Leokadia gesprochen: Verrat wird geübt. In großer Gefahr sind die Matrosen in Marstall und Schloß. In der Nacht noch ist Leokadia zu Elli geeilt. Klarheit mußte geschaffen werden, zwischen Elli und ihr. Jahrelang sind sie befreundet gewesen, bis zu dem späten Abend. an dem Kasper kam, im

finsteren Gang zwischen den Lauben stand. Überall wurde Kasper gesucht. Nur bei ihr vermutete man ihn nicht – bei ihr, deren Vater ein Pole war. Unter falschem Namen lebte Kasper bei ihr.
Ja, sie hat Kasper dann geliebt. Wie sehr kann man lieben mit achtzehn Jahren! Gehofft hatte sie in den Sommerwochen, in denen sie Kasper umsorgen konnte, daß es immer so bleiben würde.
Kaspers Verlobung war gelöst.
Aber Elli wußte von den Kurierfahrten nichts. Den Feigen sah sie in Kasper, der doch so mutig war. Ja, auch des Mutes wegen hatte sie, Leokadia, Kasper geliebt – aber Kasper liebt Elli heute noch. Kasper kann Elli niemals vergessen. Kasper gehört zu Elli – auch wenn sie, Leokadia, Kasper Bogunde so sehr liebt.
Gesprochen hat sie mit Elli in dieser Nacht. Elli wurde rot, wurde blaß, ihre Hände zuckten. Leokadia sah es, sie berichtete weiter; ihr war, als wenn sie sich selbst zerfleischte. Eine Wahrheit nach der anderen offenbarte sie – und mit jeder Wahrheit, die sie sprach, sprach sie sich um eine Hoffnung ärmer.
Elli hatte geschwiegen, lange nichts gesagt, schließlich nur leise: „Du liebst ihn, Leokadia! Du liebst Kasper!" Die Tränen hatten Leokadia kommen wollen.
„Kasper liebt dich, Elli! Er liebt dich wirklich!" war alles, was sie noch antworten konnte.
Beide Mädchen sind stumm.
Es schellt. Werner Simoleit, der bei Eichhorn ist, bei der republikanischen Sicherheitswehr, tritt laut in die Küche.
„Lequis greift an!" Die Mädchen schweigen.
„Versteht ihr nicht. Es geht um die Matrosen. Gardetruppen hat Lequis. Frontdivisionen. Voll ausgerüstet. Generäle stehen vor Berlin. Maerker, Lüttwitz, Owen!" Er packt Ellis Arm. „Warum sagst du nichts? Es ist aus, es ist vorbei. Niemals können die Matrosen die Garde aufhalten. Wenn die Generale einrücken, sind wir verloren! Zertreten wird Lequis die Revolution in Berlin!"
„Nein", sagt Leokadia seltsam ruhig, fast feierlich. Sie löst Werners Hand von Ellis Arm, die wie versteinert auf den Erregten schaut. „Die Revolution zertreten, die Revolution zerschlagen, das kann Lequis nicht. Das kann auch kein anderer." Sie legt die Hand auf ihre Brust. „Hier", sagt sie, „hier in unseren Herzen brennt das Feuer der Revolution. Ein Herz nach dem anderen entzündet es – alle Arbeiterherzen der Welt wird das Feuer entzünden! Das Feuer ist stärker als der General Lequis, stärker als alle Generale zusammen!"
Elli blickt erstaunt auf Leokadia. Ja, sie fühlt es, dieses Feuer brennt auch in ihr. Sie schweigt. Auch Werner Simoleit weiß nichts zu sagen.
Geschützdonner ist in der Ferne zu hören. Laute Stimmen auf dem Hofe. Sie eilen die Treppe hinunter zur Straße.
„Lequis!" schreien die Menschen. „Lequis greift an!" Wagen auf der Straße werden angehalten. Frauen und Männer schwingen sich hinauf. „Zum Schloß! Zu den Matrosen! Zum Schloß!"

(Fortsetzung auf Seite 18)


Illustrationen: Wolfgang Würfel





Kein Schuß soll fallen, wenn sie provozieren. Sie sagen: Schießt nicht, oder wenn ihr schießt, dann schießt daneben.

„In unserer Stadt geschieht viel, wovor man die größte Hochachtung haben kann... hier ging es um eine Frage der menschlichen Gesinnung, die zur praktischen Aktivität drängte...

... daß wir zu tiefem Respekt vor denen zu stehen haben, die sich zu einem solchen Einsatz bereitfinden... Ich kann und will aber auch keinen davon abhalten, das zu tun..."

Frontstadtchef Brandt über den Sender Rias

»Drum wisse wer dein Feind«

Ein Film des Studios der Nationalen Volksarmee

Ein Gedenkstein wird enthüllt. Unteroffizier Peter Göring starb als Zehnter jener Reihe von Opfern des kalten Krieges in Deutschland, deren Namen im Traditionskabinett des Kommandos der Grenztruppen verewigt sind.

Mit dieser Szene beginnt der Dokumentarfilm Karl Eduard von Schnitzlers.

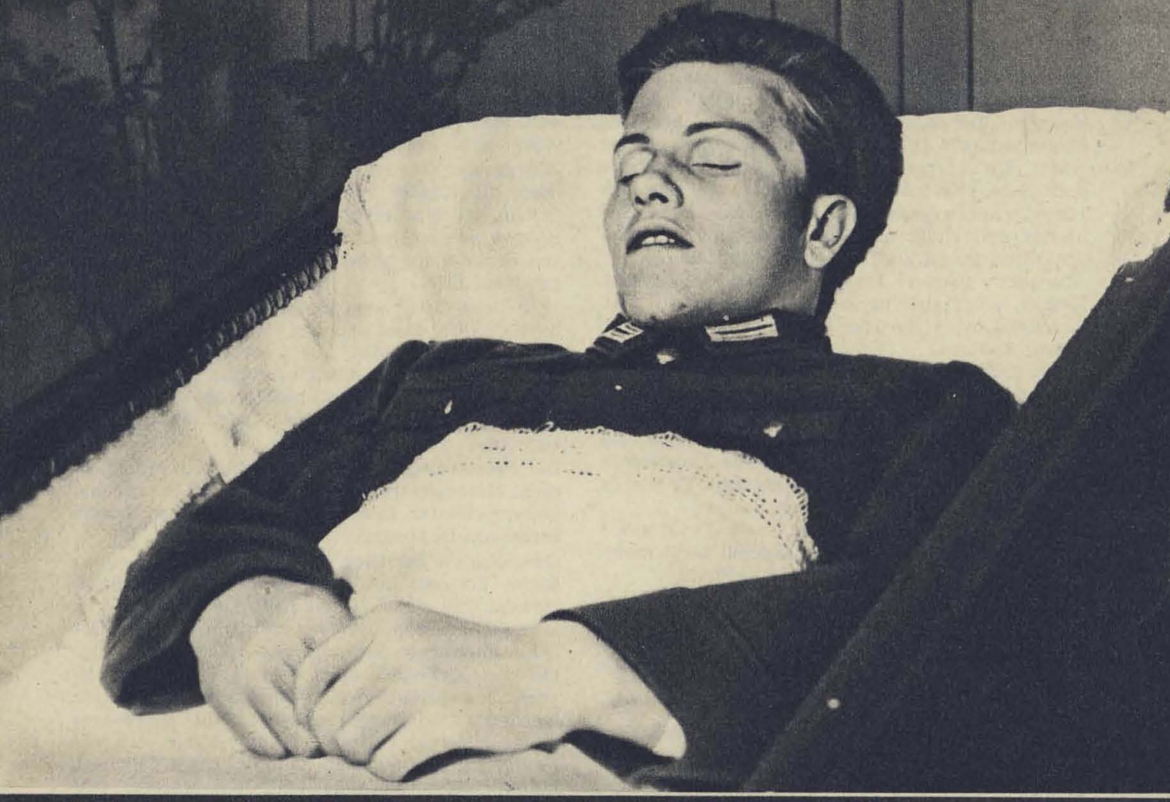
Heckenschützen des militanten Klassenfeinds haben gezielt und getroffen, und jedesmal zielten sie auf das Herz der Arbeiterklasse, ermutigt durch die Worte ihres Generals Heusinger: „Bei den Angehörigen der Nationalen Volksarmee handelt es sich nicht um deutsche Soldaten, sondern um deutsche Kommunisten, auf die man unbekümmert schießen darf und muß."

Schnitzlers Film stellt sich die hohe moralische Aufgabe, klarzumachen, welche deutsche Armee auf deutschem Boden ihre Waffen gebraucht, um das Leben der Bevölkerung und den Frieden zu schützen und welche deutsche Armee auf deutschem Boden ihre Waffen gebraucht, um die Interessen einer winzigen, volksfeindlichen Minderheit durchzusetzen.

Wahrheitsgemäß, historisch konkret und an Hand unwiderlegbarer Bilddokumente wird diese moralische Auseinandersetzung geführt.

„Wer ist dein Feind, Genosse?" Diese direkte Fragestellung erfordert eine klare Entscheidung. Deshalb setzt sie eine gründliche Analyse der Entwicklung und der Bedingungen voraus, unter denen wir heute und hier, angesichts einer Grenze, die mitten durch Deutschland verläuft, leben.

Der Film macht sich diese Klärung nicht leicht. Er vergröbert nicht und beläßt nichts an der Oberfläche. Die bestehenden Spannungen werden als unmittelbare Folgen der Bonner Politik erkennbar, die auch in Westberlin mit dem regierenden



Sie aber üben den Mord an Reinhold Huhn und anderen Genossen. Sie schießen – und treffen.

SPD-Bürgermeister Brandt einen bedingungslosen Verfechter hat.
Sie erscheinen alle im Bild: Der Monopolist, dessen Uhr bei uns abgelaufen ist; der General, der seine Niederlagen nicht verwinden kann; der Geschäftsführer der Industriellen; der Stabschef, dessen Pläne schon einmal im Herzen Deutschlands endeten; der Kriegsverbrecher, der Westdeutschlands Armee befehligt.
Es sind die alten Verderber der Nation, die Westdeutschland zu ihrem Staat gemacht haben und diese Macht ungehindert ausüben.
Ihre Macht endet an der Staatsgrenze, die sie „Mauer" nennen. Weil an dieser Grenze nichts zu rütteln ist, speien sie Hetze und Verleumdung gegen alles, was in unserem Staat geschieht.
Und weil ihnen Hetze und Verleumdung noch nicht genügen, organisieren sie Banden und uniformierte Schlägerkolonnen gegen unsere Grenztruppen. Und ausgerechnet dieses lichtscheue Gesindel spricht von „Unmoral", wenn Soldaten der Volksarmee ihre Pflicht erfüllen und die Unantastbarkeit unserer Grenzen sichern.
Derselbe Brandt, der noch nicht ein einziges der vielen großzügigen Verhandlungsangebote unserer Republik auch nur geprüft hat, der noch nie auf den einfachen Gedanken kam, im Guten mit dem Staat auszukommen, der Westberlin umschließt, fordert die Grenzsoldaten der Nationalen Volksarmee auf, ihre Pflicht zu verletzen und zu Verbrechern an ihrem Volk zu werden.
Es sind schwere Fragen, denen sich jeder Grenzsoldat in jedem Augenblick seines Dienstes gegenübersehen kann.
Deshalb ist dieser Film ein wertvoller Berater. Er klärt, was im Augenblick der Bewährung klar sein muß: Imperialisten und ihre Diener sind Feinde unseres Volkes, ob sie deutsch, englisch, französisch oder was auch immer sprechen. Wer ihnen gehorcht und auf uns schießt, ist ein schlechter Deutscher. Wer uns angreift aber wird vernichtet!
So stattet der Film jeden einzelnen mit dem notwendigen konkreten Wissen und mit der erforderlichen moralischen Sicherheit aus. Er spricht von unserer Kraft und unserer Verantwortung.
Im Interesse breiter Wirksamkeit wäre deshalb diesem von Hauptmann K. H. Pappe gut gestalteten und von ausgezeichneten Sprechern interpretierten Film ein weniger allgemeiner Schluß zu wünschen. Daß die Schuldigen am Tod unserer Genossen dem Lauf der Gerechtigkeit nicht entgehen werden, hätte einen entsprechenden optischen Hinweis verdient; ebenso, daß es auf der anderen Seite der Grenze nicht einen einzigen toten Uniformträger gegeben hat. H. Hofmann

Noch immer tobt der Kampf um das Schloß. Dorenbach, der Leutnant, steht plötzlich hinter Kasper. „Zur Nordseite!“ schreit er. „Sie sind eingebrochen!“ Jensen und Kasper lassen Barrer allein. Sie stürmen mit Dorenbach durch Flure und Säle. Zertrümmerte Möbel, zerbrochene Türen, herausgerissenes Mauerwerk... Und immer noch hält die Kanonade an. Nach der Schloßbrücke zu klafft ein gewaltiges Loch.
„Zurück!“ schreit Jensen. Mauerwerk wankt. Kasper wirft sich nach hinten. Es ist zu spät. Krachend bricht es über ihm zusammen, schlägt ihn zu Boden.
Er ist noch bei Besinnung. Er wühlt verzweifelt, kommt aber nicht frei. Er ist eingeklemmt zwischen Steinen und Schutt. Nur das riesige Loch kann er sehen – und durch das Loch die Straße. Dicht vor dem Schloß stürmen die Gardetruppen. Es fließt warm über sein Gesicht. Er merkt, wie ihm langsam die Sinne schwinden.
Im Hindämmern weiß er nur eines: Es ist aus – der Kampf ist verloren. Sie können nicht mehr, sie sind zu schwach gegen die Übermacht.
Die Arbeiter, auf die sie hofften, sind nicht gekommen...
Wie im Traum sieht er Jensen über sich. Mit seinem breiten, riesigen Kreuz stemmt sich Jensen gegen einen schweren Balken.
Kasper ist zu sich gekommen.
Der große Balken wird fortgezerrt, mit den Steinen beiseitegeräumt. Jensen beugt sich über Kasper. Er weist aufgeregt mit der Hand auf die Straße, brüllt: „Die Arbeiter! Die Arbeiter kommen!“
Über die Schloßbrücke stürmen Arbeiter mit Gewehren – immer mehr Arbeiter, immer mehr. Vor den Männern aber stürmen Frauen. Eine eilt den Frauen voran, sie ist groß und knochig, rennt mit fliegenden grauen Haaren.
Sie wirft sich auf einen Schützen am MG, packt ihn, reißt ihn hoch, umklammert ihn. Im Nu ist das MG umringt, hängen zwei, drei Frauen an jedem Soldaten. Zwei Arbeiter zerren das MG beiseite, stemmen es hoch und halten es triumphierend über der Menge.
Und wieder sieht Kasper, was er in diesen Wochen so oft schon sah: Die Soldaten werfen die Waffen fort, wenden sich gegen die Offiziere, denen sie eben noch gehorchten, entwaffnen sie mit den Arbeitern gemeinsam.
Zwei Mädchen jagen an den Frauen vorbei. Die dunkelhaarige vorn, groß und schlank, trägt eine Verbandstasche am Riemen um die Brust. Dicht hinter ihr die andere mit aufgelöstem lockigen Haar: Elli Bring! Einen Schritt vor ihr Leokadia. Die Mädchen stürmen geradezu auf das Schloßportal.

Verbunden und blaß vom starken Blutverlust, sitzt Kasper in einem der vergoldeten Sessel.
Beide Mädchen stehen vor Kasper, erzählen: Überall in Berlin wurde der Geschützdonner gehört. Arbeiter von Siemens, von der AEG, von Borsig, auch Matrosen, die Urlaub hatten, ganze Formationen der Sicherheitswehr, die unter dem Befehl Emil Eichhorns steht, drangen in den Ring der Belagerer ein, stürmten die Geschütz- und Maschinengewehrstände – und die ersten vorn waren immer die Frauen.
„Ein großer Sieg ist errungen worden!“ Die Mädchen, die Kasper verbunden haben, stehen mit frohen, triumphierenden Augen.
Kasper, immer noch schwach und von Schmerzen benommen, blickt auf Leokadia, schaut fragend auf Elli.
„Elli liebt dich!“ sagt Leokadia leise, ein wenig hastig. „Über alles habe ich mit Elli gesprochen!“ Ihr Gesicht ist fahl, sie sieht an ihm vorbei, schiebt das Polster, das sie fand, in seinem Rükken zurecht. Kasper will antworten, will fragen. Er fühlt Ellis Hand, die über seine rechte streicht.
Der Prunkraum des Schlosses füllt sich mit Stimmen. Matrosen treten ein, Jensen und Barrer und andere. Hinter ihnen Arbeiter aus der Knorrbremse in Boxhagen.
Gewaltig ist der Sieg über den General Lequis. Seine Formationen sind aufgelöst, alle Regimenter, mit denen er in Berlin einmarschierte. Sein Generalkommando besteht nicht mehr. Der Zusammenbruch der Lequisschen Garden hat sich auf die Garnison Berlin übertragen. Der Stadtkommandant Otto Wels wurde abgelöst. Wieder werden Offiziere davongejagt. Nur auf kleine Abteilungen der Soldatenwehr kann sich die Regierung noch stützen. „Sieg!“ jubelt Elli noch einmal. „Wir haben gesiegt!“ Ein Matrose tritt in den Raum. „Radtke, der Kommandant, will mit der Regierung verhandeln! Die USPD will Vermittler sein. Müller und Däumig vom Vollzugsrat!“
„Warum verhandeln?“ fragt Elli verwundert. Sie schaut dahin, wo Leokadia stand. Doch Leokadia hat den Saal verlassen. Sie wurde als Sanitäterin zum Verbinden geholt.
Auch Kaspers Notverband muß erneuert werden. Jensen und Barrer stützen ihn, bringen ihn behutsam aus dem Raum.
Elli geht den Weg zur Frankfurter Allee zurück. Immer noch drängen sich die Menschenmassen. Jubel zwischen Dom und Schloß. „Hoch Liebknecht! Hoch die Matrosen!“ hört Elli schreien. Berlin ist in den Händen der Revolution – wieder, wie am Nachmittag des 9. November.
Am Abend steht Elli allein in der Küche am Fenster, schaut in den Hof, zur Hauswand gegenüber.
Sorge überfällt sie. Die USPD will verhandeln. In dieser Stunde! Will abwürgen, wie sie es so oft schon tat. Franz Klingenbach sieht sie, der jetzt aufgebahrt im Schlosse liegt. Sie sieht die Toten neben ihm. Matrosen wie er, die ihr Leben gaben für die Revolution.
Was hat Leokadia heute morgen gesagt, als sie hier stand, in der Küche neben dem Herd?
Das Herz, das Herz des Spartakus wird immer schlagen! Ein Herz nach dem anderen entzündet es. Es ist stärker als alle Generale zusammen!
Ja, Elli fühlt es, sie weiß es: „In immer mehr Menschen brennt das Feuer der Revolution – und alle sind das Herz des Spartakus, alle, die kämpfen. Das Herz des Spartakus kann keiner mehr töten.“

SPATZ SCHLAUKOPF ENTDECKT

Die blauen Prozente

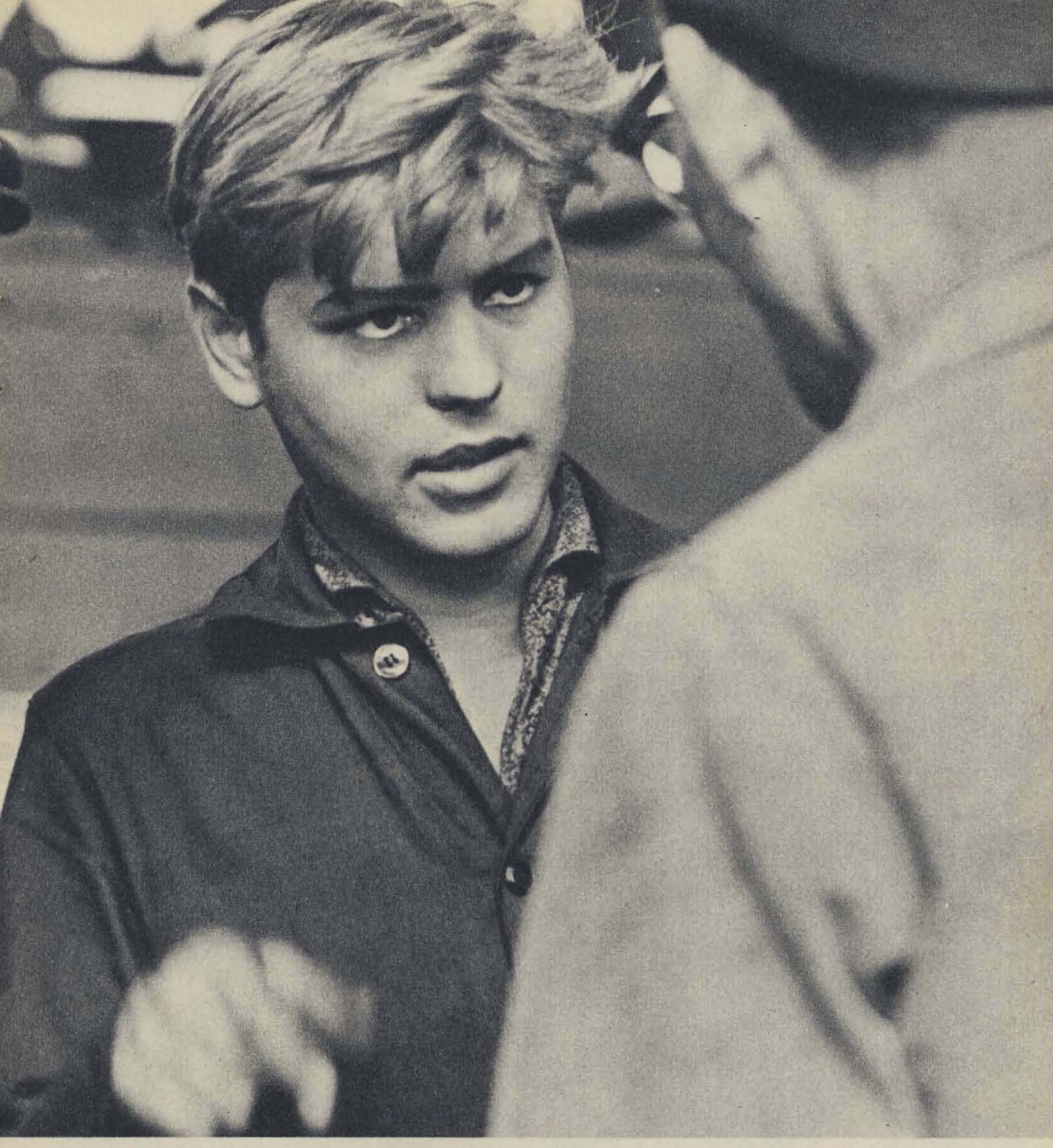


Eisenbahndrehkran EDK 50

Meine Redaktion hatte ihren großzügigen Tag. Auf meine Frage, was für mich auf dem Dienstplan stünde, erhielt ich die Antwort: „Freier Reportageflug nach Belieben zwischen Kap Arkona und Schönberg im Vogtland.“ Das ließ ich mir nicht zweimal sagen und zischte ab nach dem Norden. Von Kap Arkona trudelte ich langsam nach Hiddensee und besah mir, wie das vom Wasser angeknabberte Inselchen ein Pflaster aus großen Felsbrocken bekam. In Wustrow wollte ich schon um einen steifen Grog bitten. Vorstellungen vom sonnigen Süden zogen durch mein halberfrorenes Gehirn. „Wenn ich jetzt Südkurs halte“, überlegte ich, „komme ich auf 12° 19′ und ein paar zerquetschte Sekunden genau am südlichsten Ende der DDR heraus.“ Mit wieviel Mach ich flog, das ist militärisches Geheimnis. Die Silberfüchse am Plauer See hatten gerade Fütterungszeit und somit Schnauzen unten, deshalb bemerkten sie mich nicht. Rathenow, die Brillenstadt, interessierte mich wenig: meine Augen sind noch ausgezeichnet. Was nützen aber die besten Augen, wenn unten alles voll Rauch ist? Ich zog also hoch und überflog Bitterfeld in gebührender Höhe. Dann ging es im Sturzflug auf Leipzig hinunter, wo ich plötzlich in einem Fabrikhof einen wandelnden Pinsel erspähte und den Ruf hörte: „Berschte, warte mal!“ woraufhin der Pinsel stehen blieb. Der Pinsel war ein ganz normaler Mensch, nur mit etwas auf der Kopfhaut, was man wirklich nicht als Frisur bezeichnen kann. Es war der Gefreite Hart . . ., nein, natürlich der Brigadier Hartmut Fehd aus dem Schwermaschinenbau S. M. Kirow. „Als Gefreiter bin ich von der Grenze weg, aber das ist schon ein paar Jahre her.“ – „Aber wieso heißt du ‚Bürste‘, wenn du 'nen Pinsel auf dem Kopf hast?“ – „Als Lehrling hatte ich mal Bürstenschnitt. Ich werde wohl noch als Opa ‚Berschte‘ heißen.“ Inzwischen mel-

det sich der „Berschte“-Rufer von vorhin: „Sollst mal zu Müller, Heinz kommen.“ -- „Das ist unser Meister“, klärt mich Hartmut auf. „Wenn du ihn kennenlernen willst?“ Meine Vorstellung in der kleinen Meisterstube der Abteilung Fahrbühnenbau artet zunächst in eine Arbeitsschutzbelehrung aus: „Nicht in den Lichtbogen sehen, das gibt verblitzte Augen. Nicht unter schwebenden Lasten aufhalten, auch nicht mit Helm. Und auf keinen Fall auf dem Kran herumturnen. Ich weiß“, sagt der Meister, „Reporter haben einen Drang zum Höheren. Aber auf den Kran darf selbst ich nicht ohne besondere Genehmigung.“ Endlich konnte ich mit meinem Anliegen herausrücken: „Was machen bei euch die Reservisten?“ — „Sie arbeiten!“ Aber weil ich unzufrieden mit dem Schnabel klappe, fügt Meister Müller hinzu: „Sie arbeiten gut. Jeden vorzustellen, würde zu weit führen; schließlich sind von 38 Kollegen 9 Reservisten.“ Hartmut ergänzt: „Zwei tun jetzt noch Dienst. Klar, daß sie wieder an ihren alten Arbeitsplatz kommen.“ — „Arbeitskräfte könnt ihr wohl immer gebrauchen?“ frage ich. „Im Gegenteil. Eher geben wir Kollegen an andere Abteilungen ab.“ — „. . . weil die Produktion verringert wird?“ — „Wieder: Im Gegenteil! Wir steigern 1964 die Produktion gegenüber 1963 um reichlich 14 Prozent.“ Nun hakt mein Spatzengehirn erst einmal aus. Wahrscheinlich habe ich doch von der Kälte an der Ostsee etwas abbekommen. Hartmut hilft nach: „Ich denke, du heißt Schlaukopf? Hast du noch nichts von Steigerung der Arbeitsproduktivität gehört?“ Und es folgt ein ausführlicher Bericht: Im Fahrbühnenbau des Kirow-Werkes gab es vor einem Jahr im Meisterbereich Montage zwei Brigaden: die Vormontage und die eigentliche Montage. Mit der Zusammenarbeit klappte es nicht immer. ‚Schluß damit‘, sagten die Kollegen, als sie über den VI. Parteitag diskutierten, und machten aus zwei Brigaden eine. „Der Hartmut war ja selbst als Gastdelegierter auf dem Parteitag“, übergibt der Meister dem Brigadier das Wort. „Als Walter Ulbricht sagte, daß bei uns die Arbeitsproduktivität noch um ein Viertel niedriger ist als in Westdeutschland, habe ich mir den Kopf gekratzt und nur gedacht: ‚Wie sollen wir das einholen?‘ Aber dann haben wir einiges auf die Beine gestellt.“ Und es sieht blau aus und ist aus Stahl. Ich sehe mir das in der Montagehalle selbst an. „Alles, was einen blauen Anstrich hat, sind neue, arbeitsparende Vorrichtungen. Erdacht und entwickelt von einer sozialistischen Arbeitsgemeinschaft.“ Daß der 31jährige Meister und sein 24jähriger Brigadier neben Technologen und Konstrukteuren selbst dazu gehören, erfahre ich später ganz nebenbei. „Wie viele Typen von Lastenaufzügen gibt es, Schlaukopf?“ will Meister Müller mich examinieren. Ich wippe verlegen mit den Schwanzfedern und quetsche mir etwas wie „sicher 'ne ganze Reihe“ aus dem Schnabel. „Vor einem Jahr gab es noch 17. Aber so viele braucht man nicht. Wir haben die Zahl auf 11 herabgesetzt. Und jetzt sieh dir die Vorrichtungen an. Die sind so ausgeknobelt, daß sie für jede unserer elf Typen passen oder mit wenigen Handgriffen passend gemacht werden.“ Hartmut Fehd setzt noch einen Trumpf drauf: „Unsere Planung und Technologie haben wir dahin gebracht, daß wir nicht mehr Stückzahlen von eins bis fünf, sondern meist größere haben. Das steigert unsere Leistung ganz beachtlich.“ Während über uns der Kran hin- und herfährt, entdecke ich in der Halle eine kleinere Ausgabe von Kranbahn mitten auf der Montagefläche. Auch hier der blaue Anstrich. Doch als ich nach dem „kleinen Kran“ frage, ernte ich Gelächter. „Das ist kein Kran, sondern unsere Bohrbrücke. Wo sich beim Kran die Laufkatze bewegt, hängt eine Bohrmaschine. Wir bohren damit die Warzenbleche für die Aufzugböden leichter und schneller als früher mit der Handbohrmaschine.





Bevor „Berschte" sprach, kratzte er sich den Kopf und überlegte

Je Quadratmeter Warzenblech spart uns die Bohrbrücke 24 Minuten ein. Das sind bei 3000 Quadratmetern im Jahr ..." ich rechne schnell aus: „... 72 000 Minuten." – „Oder 1200 Stunden", ergänzt Meister Müller.
Hinter der Bohrbrücke stehen die zusammengebauten Fahrkörbe, an denen nur noch die Scherengitter fehlen. Hartmut pflaumt mich an: „Etwas zu groß als Spatzenwohnung. Aber trotzdem sehenswert. In einem Jahr wirst du nichts mehr davon finden." – „Bei einer Steigerung der Produktion um 14 Prozent?" – „Eben. Bisher wird jeder Aufzug bei uns fertig montiert und dann zum Versand wieder demontiert. Wenn wir die Einzelteile so genau arbeiten, daß sie ohne Montage und Nacharbeit in jedem Fall passen, sind wir dicke da. Da sparen wir allerhand Zeit und Geld ..." – „... und kriegen das Gütezeichen ‚Q' für unsere Aufzüge", fährt Hartmut fort. Wieder in der Redaktion, wollte ich meine neuen Kenntnisse brühwarm servieren: „Soll ich mal erzählen, wie man die Arbeitsproduktivität enorm steigern kann?" fing ich an ... „Schreiben Sie es auf, Schlaukopf", sagte der Chefredakteur.
Was hiermit geschehen ist.

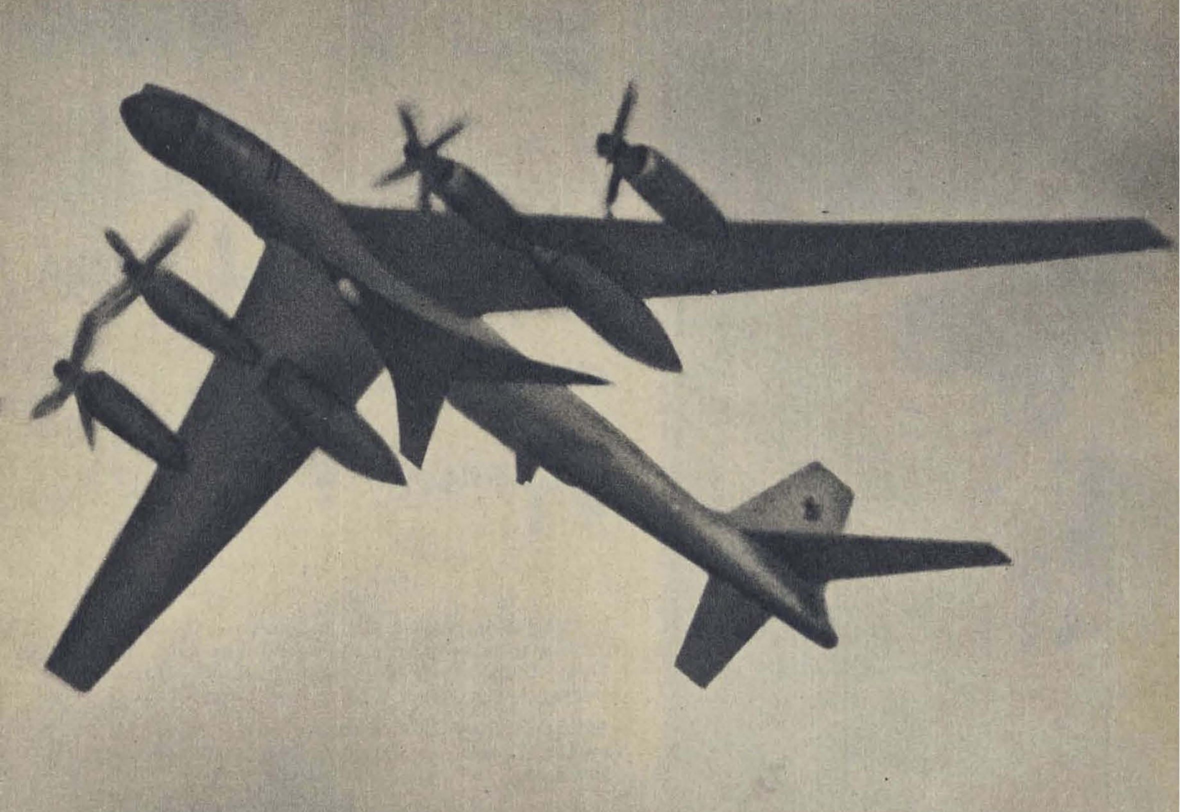
KLASSE Luft-Boden

Was dem einen sin Uhl, ist dem andern sin Nachtigall, sagt ein Sprichwort. Wenn also Jagdflugzeuge den Gegner mit Raketen bekämpfen, worum sollen dann nicht auch Kampfflugzeuge Raketen gegen Erdziele einsetzen? Bekanntlich müssen Bombenflugzeuge während des Zielanfluges genau Kurs fliegen. Da während dieser Zeit Abwehrmanöver ausgeschlossen sind, ist natürlich das Feuer der Abwehrmittel besonders wirksam. Das trifft auf alle Höhen zu.

Versuche, die Bomben bereits außerhalb der Feuerzone der Luftabwehrmittel zu werfen, reichen bis zum zweiten Weltkrieg zurück. Damals, und in den ersten Jahren danach, richteten vor allem die Amerikaner ihr Augenmerk auf die Gleitbomben, die, mit tragflächenähnlichen Gebilden versehen, eine bestimmte Strecke weit wie ein Segelflugzeug gleiten konnten. Aber eine echte Lösung des Problems war das nicht.

Daß die Zeit der strategischen Bombenflugzeuge vorüber sei, stellte N. S. Chruschtschow bereits vor mehreren Jahren fest. Manche verstanden das aber falsch und wunderten sich in höchstem Maße, als 1961 in Tuschino doch große strategische Kampfflugzeuge modernster Bauart erschienen. Nur waren das keine Bomber, sondern Raketenträger mit Luft-Boden-Raketen. Weit vom Ziel entfernt – bis zu Hunderten von Kilometern – kann das Trägerflugzeug seine Raketen starten. Je nach dem Typ kann dabei der Startvorgang und die Flugbahn recht verschieden sein. Es ist möglich, eine Rakete schräg nach oben zu starten, wobei das Triebwerk nur kurze Zeit arbeitet und so die Rakete auf eine ballistische Bahn bringt. Weiterhin kann das Trägerflugzeug Flügelraketen oder Flugzeuggeschosse befördern, deren Triebwerke vom Start bis zum Ziel arbeiten. Während die ballistischen und Flügelraketen hauptsächlich mit Feststoff-Raketentriebwerken ausgerüstet sind, benutzt man bei den Flugzeuggeschos-





sen Turbinen- und Staustrahltriebwerke. Falls das Flugzeuggeschoß über ein Turbinenstrahltriebwerk verfügt, ist es sogar möglich, dieses Triebwerk beim Start des Trägerflugzeuges arbeiten zu lassen und auf diese Weise eine zusätzliche Starthilfe zu erhalten.

Zumeist befördert das Trägerflugzeug eine Rakete unter dem Rumpf oder je eine unter den Tragflächen. Im Rumpf, wo sich bei den Bombenflugzeugen die Bombenschächte befinden, sind bei den Raketenträgern die Leitanlagen für die Raketen untergebracht.

Das Lenken der Raketen ist bei dieser Klasse unbedingt notwendig, da sie ja einmal große Entfernungen überbrücken müssen und zum andern sich ihr Startplatz mit großer Geschwindigkeit bewegt.

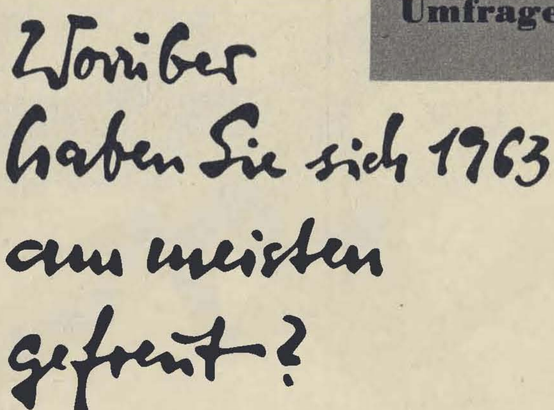
Beispielsweise ist es möglich, daß sich unmittelbar nach dem Start die Rakete autonom lenkt, bis sie dem Trägerflugzeug eine bestimmte Entfernung vorausgeeilt und in den vom Träger ausgehenden Leitstrahl geraten ist. In diesem Leitstrahl gelangt sie dann in Zielnähe und beginnt anschließend mit der automatischen Zielsuche.

Zum Lenken von Luft-Boden-Raketen eignen sich ebenfalls, und das in besonderem Maße, Fernseh-Lenkverfahren. Eine in die Rakete eingebaute Fernsehkamera mit Sender übermittelt das Bild des Geländes, das sie überfliegt, dem Trägerflugzeug. Der Besatzung ist es dadurch möglich, das Ziel mit der Rakete nach „Sicht" anzugreifen.

Wie überall im Raketenbau, so ist auch auf diesem Gebiet die Sowjetunion führend. Wie allgemein bekannt ist, war die Luftparade in Tuschino vor zwei Jahren der anschaulichste Beweis dafür. Die dort vorgeführten Flugzeuge, leichte, mittlere und schwere Kampfflugzeuge, waren Raketenträger und die an ihnen sichtbar angehängten Kampfmittel keine Bomben, sondern Raketen der Klasse Luft-Boden. Nicht umsonst waren die NATO-Schreihälse danach recht kleinlaut geworden. Immerhin ist es den USA bisher trotz fieberhafter Anstrengungen nicht gelungen, eine moderne Luft-Boden-Rakete herzustellen. Nach vielen Mißerfolgen mußte schließlich die mit reichlichen Vorschußlorbeeren bedachte große Hoffnung des Pentagon und der englischen Militärs – die Rakete „Skybolt" – begraben werden. Deshalb warten die strategischen Bomber der USA und Englands noch heute auf eine brauchbare Rakete, müssen nach wie vor Bomben tragen und sind deshalb hoffnungslos veraltet.

M. O.

Die aktuelle Umfrage



Soldat Klaus Nusser (25): „In meinem persönlichen Jahresrückblick möchte ich zwei Dinge hervorheben: Meine Urlaubsreise nach Bulgarien und – damit verbunden – den ersten Flug meines Lebens."

Offiziersschüler Tilo Schwalbe (21): „Mein lang gehegter Wunsch, ein liebes Mädchen zu finden, ging in Erfüllung – ich habe mich verlobt."

Gefreiter d. R. Jürgen Zweier (21): „Sehr gefreut hat mich das Zustandekommen des Atomtest-Stopp-Vertrages; hoffentlich folgen ihm bald weitere Schritte zur internationalen Entspannung."

Soldat Manfred Pfau (26): „Der schönste Tag dieses Jahres war für mich der 25. Mai, als unsere Friedensfahrtmannschaft siegte und Klaus Ampler die Einzelwertung gewann."

„Als ich im Herbst heimgehen konnte"

Stabsgefreiter d. R. Helmuth Dade (23): „Ob Sie's mir übelnehmen oder nicht – am meisten habe ich mich gefreut, als ich den Wehrdienst hinter mir hatte und im Herbst heimgehen konnte."

Kanonier Rolf Peters (20): „Bis zum September dachte ich, mein Winterurlaub in Oberwiesenthal würde sicherlich das schönste Erlebnis dieses Jahres bleiben. Doch dann kam die Truppenübung ‚Quartett'. Ich nahm daran teil und sie prägte so tiefe Eindrücke in mir, daß ich sie nunmehr an die Spitze stelle. Ich hätte es nie für möglich gehalten, daß wir uns mit

„Fünf Jahre war ich bei der Volksmarine", erzählt Stabsmatrose d. R. Rüdiger Bolduan (22). „Im Herbst bin ich nach Hause gegangen. Das heißt, eigentlich stimmt das gar nicht, denn ich hatte mich bei der Deutschen Seereederei beworben, um künftig als Schiffselektriker auf große Fahrt zu gehen – möglichst nach Kuba und Indien. Können Sie sich vorstellen, wie ich mich da gefreut habe, als ich die ersehnte Zusage erhielt? Mein Wunsch ging in Erfüllung. Ahoi denn, 1963!" – Und gute Fahrt ins neue Jahr, wünscht „Armee-Rundschau".

den Soldaten aus Polen, der Sowjetunion und der ČSSR so wunderbar verstehen würden. Bei dieser Übung habe ich besser gelernt, was Völkerfreundschaft und Waffenbrüderschaft heißt als in hundert Stunden Politunterricht. Heute kann ich aus eigener Erkenntnis sagen: Jawohl, wir Soldaten aus den sozialistischen Armeen sind eine auf den Frieden und den Sozialismus verschworene Kampfgemeinschaft, die nicht zu zerbrechen und nicht zu besiegen ist."

Offiziersschüler Bernd Albrecht (19): „Die größte Freude in diesem Jahr war meine Aufnahme in eine Offiziersschule der Nationalen Volksarmee."

„Am schönsten war's im Urlaub"

Obermatrose Ulrich Große (20): „Am schönsten war's im Urlaub, den ich mit meiner Freundin verbrachte. Vor allem konnte ich mich wieder mal so richtig meinem Hobby widmen. Ich bin nämlich Tauchsportler. Viele Stunden war ich unter Wasser, beobachtete Fische und Pflanzen. Übrigens sammle ich Wasserpflanzen. Meine Freundin hat mir fleißig dabei geholfen. So waren es wirklich nette und erholsame Tage."

Unterleutnant Lothar Wulke (22): „Was soll ich sagen – es ist schon lange her, daß ich mich mal richtig gefreut habe."

Funker Peter Machate (27): „Ich habe in diesem Jahr den Film ‚Nackt unter Wölfen' gesehen. Wie die KZ-Häftlinge den kleinen Polenjungen vor der SS, diesen grausamen Henkersknechten, schützten, ihn versteckten und unter größten Schwierigkeiten behüteten – all das hat mich tief beeindruckt. Der Kampfeswille dieser Genossen gab mir den entscheidenden Anstoß, Kandidat der Sozialistischen Einheitspartei Deutschlands zu werden."

Unteroffizier d. R. Lothar Höhne (22): „Von den Ersparnissen aus meiner Dienstzeit habe ich mir eine 350er Jawa gekauft. Dufte, zum ersten Mal auf eigenem ‚Feuerstuhl' losbrausen zu können!"

„Wo beginnen, wo aufhören?"

Flieger Ulli Reichert (21): „Es gibt natürlich vieles, was einen in den 365 Tagen eines Jahres erregt. Fragt sich nur, wo beginnen, wo aufhören? An politischen Ereignissen ließe sich der VI. Parteitag nennen und das FDJ-Parlament; beide gehen ganz besonders die Jugend an, fixierten sie doch unsere Perspektiven und das, was auf dem Weg dahin zu tun ist. Im kulturellen Leben möchte ich die Berliner Festtage hervorheben, wenngleich ich sie nur durch verschiedene Fernsehübertragungen miterlebt habe. Viele gute Bücher sind 1963 herausgekommen; einige habe ich gelesen und etliches daraus profitiert. ‚For eyes only'



„Hurra – ich habe ein Auto!" Mit diesem Freudenruf schildert Evelyn Cron, Schauspielerin beim Deutschen Fernsehfunk, worüber sie sich 1963 am meisten gefreut hat. „Und um anderen gleichfalls eine Freude zu machen, habe ich auf meinen Fahrten schon ein paar Dutzend per Anhalter Reisende mitgenommen, meist Schüler und Studenten. Im Trabant ist zwar nicht allzuviel Platz, aber als ehemalige Studentin weiß ich, daß man sich auch über die kleinste Mitfahrgelegenheit freut. Schließlich bin ich auch oft so gereist."

hatte Premiere, ein spannungsgeladener Film von Niveau, meines Erachtens der erste DEFA-,Reißer' von Format. Im Sport erlebten wir das vorolympische Jahr — mit dem Fußballsieg unserer Spieler über Westdeutschland. Außerdem kam die DDR zu Weltmeisterehren im Feldhandball sowie im Kanu-Slalom, dort gleich elfmal. Auf sozialem Gebiet begrüße ich vor allem die Rentenerhöhung, die auch meine Oma betrifft. Und dann — nicht zu vergessen! — die erste Frau im Kosmos: Valentina Tereschkowa. Eine Weltsensation! Gipfelpunkt aller Freude war jedoch ihr Besuch in unserer Republik, zusammen mit Juri Gagarin. O je, ich weiß wirklich nicht, wofür ich mich entscheiden soll. Ich finde, es war ein sehr ereignisreiches Jahr. Am glücklichsten bin ich darüber, daß es uns stärker gemacht hat in unserem Kampf für Frieden und Sozialismus — politisch stärker, wirtschaftlich, militärisch und auch moralisch!"

„Ich habe geheiratet und schwimmen gelernt"

Offiziersschüler Peter Schütz (21): „Meine Bilanz nennt zwei freudige Ereignisse: Ich habe 1963 geheiratet und schwimmen gelernt."

Unterleutnant Hubert Schimpf (24): „Möchten Sie zur Abwechslung mal wissen, worüber ich in diesem Jahr am lautesten gelacht habe? — Als man mich allen Ernstes fragte, ob ich nicht bald heiraten will . . ."

Unterleutnant Jörg Schulze (22): „Mit großem Interesse habe ich das Jugendkommuniqué der Partei gelesen. Da ich selbst noch jung bin, hat es mich unerhört gefreut, hierin Antwort auf viele meiner Fragen zu finden. Die Partei hat ein Herz für die Jugend, versteht sie, nimmt sie ernst und vertraut ihr. Dafür danke ich der Partei. Sie hat mir und allen anderen Jugendlichen mit eben diesem Kommuniqué das schönste Geschenk des Jahres 1963 gemacht."

Offiziersschüler Jürgen Schaaf (20): „Worüber freut man sich schon! — Natürlich, wenn man in Jahresurlaub fahren kann."

„Die Frage ist eine Provokation"

Soldat Werner Kahl (25): „Die Frage ist eine Provokation. Wenn man einrücken muß, kann zumindest von diesem Tag an von Freuden irgendwelcher Art keine Rede mehr sein. Und selbst wenn man mal kurz bei der Familie ist, wird diese Freude davon überschattet, daß man wenig später wieder weg muß."

Offiziersschüler Siegfried Clauß (24): „Ich glaube, die größten Freuden erlebt man immer dann, wenn man neue Menschen kennenlernt und Freundschaft mit ihnen schließt. Was mich in diesem Jahr am meisten gefreut hat, war der Brief eines Freundes aus der Volksrepublik Polen, den ich 1962 während eines Besuches in unserem Nachbarland kennengelernt hatte."

Soldat Walter Hrdina (24): „Zwei Jahre lang hat meine kleine Tochter in Gips gelegen: sie war mit kranken Füßen geboren worden. Nach einer Operation machte sie vor kurzem ihre ersten Schritte. Diesen Augenblick werde ich nie vergessen."

„. . . standen wir vor der Truppenfahne"

Soldat Rudolf Leonhardt (26): „Vor einigen Wochen kam ich zur Nationalen Volksarmee. Bald darauf wurden wir vereidigt. Im Zivilleben macht man sich darüber kaum Gedanken. Meistens hat man auch keine Vorstellungen, wie es an diesem Tag zugeht. Deshalb war er für mich um so beeindruckender. In Paradeuniform standen wir vor der Truppenfahne und legten den feierlichen Schwur auf die Deutsche Demokratische Republik ab, gelobten ihr unsere Treue und unbedingte Ergebenheit."

Obermatrose Ulrich Besler (22): „Noch lange werde ich an die Navigationsbelehrungsfahrt unseres Schiffes in die Ostsee denken. Es war zu Pfingsten und herrliches Wetter. Im Geiste sehe ich immer noch Kopenhagen vor mir, wo wir vorbeifuhren. Wenn wir Freiwache hatten, lagen wir an Deck und ließen uns braunbrennen."

Gefreiter Isolde Dingheller (20): „Die größte Freude für eine Frau ist doch, wenn sie spürt, daß sie Mutter wird. Ich bin glücklich, daß sich bei mir — und damit in meiner Ehe — Nachwuchs angemeldet hat."

Unterleutnant Dieter Bosold (22): „Ich hatte mir schon immer gewünscht, einmal selbst an der traditionellen Maiparade teilnehmen zu dürfen. In diesem Jahr war es soweit. Stolz marschierte ich am Kampftag der internationalen Arbeiterklasse über den Berliner Marx-Engels-Platz."

Nachdem wir diesen, selbstverständlich nur lükkenhaften Jahresrückblick gehalten haben, werden Sie, liebe Freunde der aktuellen Umfrage, vielleicht wissen wollen, worüber ich mich 1963 gefreut habe. Es war eine Zahl, die mich sehr glücklich gemacht hat. Nein — kein Fünfer im Lotto! Aber Sie erinnern sich gewiß, daß die Redaktion Sie vor einem halben Jahr in einer kleinen statistischen Erhebung um Ihr Urteil über das Soldatenmagazin gebeten hatte. Und eben daraus konnte ich voller Freude entnehmen, daß die aktuelle Umfrage in der Spitzengruppe jener ständigen Beiträge rangiert, die am liebsten gelesen werden und auf das größte Leserinteresse stoßen. Ich bin sehr froh darüber und freue mich, daß Sie meinem bescheidenen Forum interessanter Probleme unserer Zeit und unseres Lebens Ihre Aufmerksamkeit schenken. Ich darf nur hoffen, daß es auch im neuen Jahr so bleiben wird. Was ich dazu tun kann, will und werde ich tun — im Verein mit meinen bisher immer ungenannt gebliebenen Helfern Unterleutnant Hans-Jürgen Redlich, Feldwebel Manfred Brenner, Offiziersschüler Wolfgang Matthees, Stabsmatrose Jürgen Hoffmann, Gefreiter d. R. Wolfgang Schultze, Gefreiter d. R. Joachim Thorenz, Gefreiter Günter Schulz und Unteroffiziersschüler Hans-Jürgen Lüders. So wünsche ich denn Ihnen, liebe Leser, frohe Weihnachtsfeiertage sowie ein glückliches und gesundes neues Jahr.

Ihr

Karl Helmut Freitag



MILITÄRTECHNISCHE Umschau

Transportmittel Luftschiff

Auch in der Sowjetunion beschäftigt man sich mit dem Problem, Luftschiffe als Transportmittel einzusetzen. In Leningrad ist dafür eigens ein wissenschaftliches Institut zur Erforschung von modernen Luftschiffsystemen und neuer Luftschifftypen eröffnet worden. Die Luftschiffe sollen vor allem zum Transport großflächiger Lasten, zum Bekämpfen von Waldbränden, zu astronomischen und meteorologischen Beobachtungen sowie zur Aerophotogrammetrie verwendet werden.

Lahme Flügel

Durch technische Fehler und Mängel kam es in den USA seit der Indienststellung der Bomber vom Typ B-47 und B-52 zu 91 Flugzeugkatastrophen. Obwohl zur Ausmerzung konstruktiver Mängel an diesen Flugzeugen etwa 400 Millionen Dollar ausgegeben wurden, sind weitere 2,4 Milliarden Dollar nötig, um den Abstürzen zu begegnen.

Hart und leicht

Härter als Stahl und leichter als Aluminium ist das in der Sowjetunion entwickelte kristallisierte Glas mit dem Namen „Sitoll". Es wird in verschiedenen Aborten produziert. Die Hitzebeständigkeit des Stoffes reicht bis 1450 °C, seine Biegefestigkeit beträgt 3000 Kp/cm^2 und die Druckfestigkeit sogar 16 000 Kp/cm^2. Besonderen chemischen Verbindungen widersteht es ohne nennenswerte Veränderungen.

»Airoll I« auf Ballonkette

In den USA wurde kürzlich der Prototyp eines Amphibien LKW fertiggestellt, der sich auf einer Gleiskette besonderer Art fortbewegt. Die einzelnen Glieder der Kette bestehen aus Niederdruck-



„Wer gut schmeert . . ."

Daß es dunnemals und auch seitdem mehr als einen bestechlichen Heerführer gab, ist wohl allgemein bekannt. Doch der Ingenieur Konrad Kyeser, der im Jahre 1405 das erste deutsche zusammenfassende Werk über die Kriegstechnik verfaßte, wollte auch das Schmieren in etwas anderer Weise mit dem Militärwesen in Zusammenhang gebracht wissen. In seinem säuberlich auf Pergament geschriebenen Buch, das er „Bellifortis" nannte, befaßte er sich u. a. mit einer besonderen Seite der Anwendung von Öl und Schmierseife im Kriege. So beschrieb er beispielsweise folgende „Spezialgeschosse":

„Mit flüssiger Seife gefüllte Fäßchen schleudere auf Schiffe oder Brücken. Dadurch werden diese schlüferig, die Feinde stürzen, und du siegst so durch List . . .

Im Seekrieg schleudere mit Kalkstaub gefüllte Wurfgeschosse, durch die du die Augen der Feinde blendest und diese so leicht besiegst . . .

Oder du kannst Fäßchen mit Pech, Schwefel, Teufelsdreck, Öl, Kampfer oder Vernisium füllen, diese anzünden und auf Schiffe oder Brükken schleudern, und diese werden verbrannt . . .

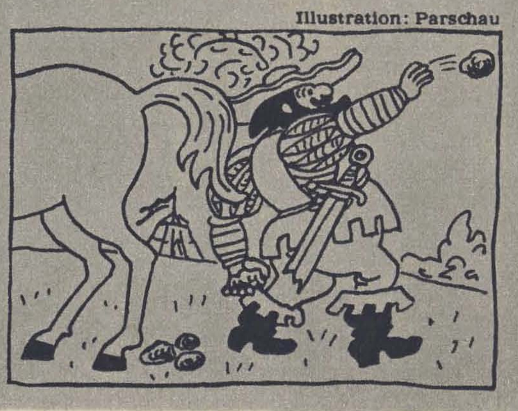
Oder du kannst sie mit altem, übelriechendem Kot füllen und schleudern, wohin du willst; so werden die Leute ohnmächtig, und der Boden wird schlüferig."

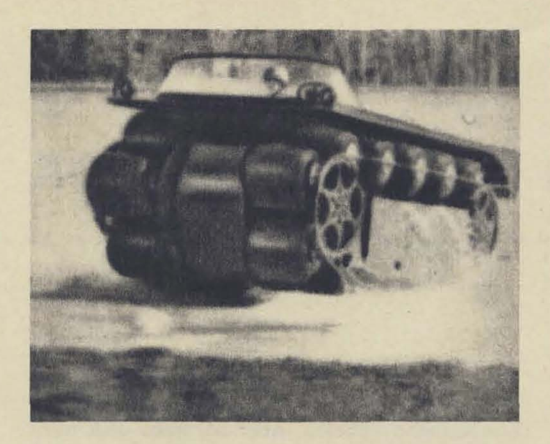
Kyeser, der offenbar ein gewitzter Praktiker war, zählte außerdem auch den Alkohol zur Kriegstechnik. So riet er beispielsweise den von herumziehenden Söldnerhorden gebrandschatzten Bauern, abgesprengte Trupps „mit reichlich Wein zu bewirten, und die Krieger, nachdem sie eingeschlafen oder nicht mehr Herr ihrer Sinne sind, mit Knüppeln zu erschlagen."

Als Verfasser von „Bellifortis" hielt Kyeser nicht mit der Meinung hinter dem Berge, daß der Besitzer seines Werkes im Kriege große Vorteile erlangen dürfte.

Zugegeben, das „Handbuch für Mot.-Schützen" hat für uns heutzutage einen größeren Nutzen. Doch das heißt noch lange nicht, daß seinerzeit nicht auch mit Erfolg geschmeert worden ist A.S.

Illustration: Parschau





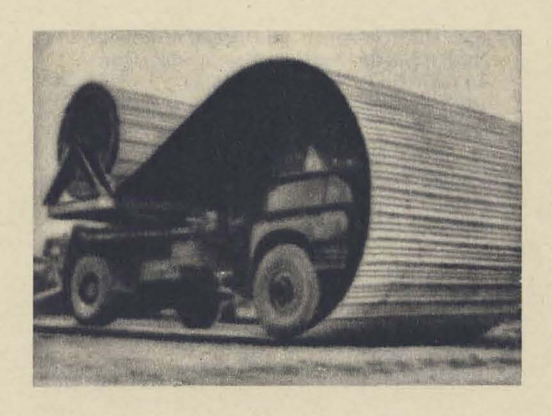
Gummiballons, die eine Breite von 1¹/₂m haben. Über zwei Antriebsräder wird die Kette bewegt. Die Geländegängigkeit des Fahrzeugs ist dadurch sehr hoch. Allerdings liegt die Geschwindigkeit in bescheidenen Grenzen. Ob das Gefährt in die Armee eingeführt wird, steht noch offen.

Schutzanzüge gegen Nervengas

In der holländischen Armee sind Schutzanzüge aus speziellem Plastmaterial erprobt worden, die ihre Träger besonders gegen die Einwirkung nervenschädigender Kampfstoffe schützen sollen. Die Bewegungsfreiheit wird von den Anzügen allerdings eingeschränkt.

Straßenbelag von der Rolle

Eine interessante Neuerung auf dem Gebiet der Pioniergeräte ist in England herausgekommen. Für das Überwinden schweren Geländes, Sand und Morast wurde ein Kfz. entwickelt, das ein flexibles Band als Straßenbelag mit sich führt. Innerhalb von 11 Sek. sollen 55 m Belag abgerollt sein. Dabei muß der Kraftfahrer allerdings eingewiesen werden bzw. blind fahren.



Buchecke

Etwas für „Landeier"

Wanderer, kommst du auf ein Schiff der Volksmarine, so bedenke, daß du ein Territorium betrittst, auf dem du wenig verstehen kannst. Es ist das gleiche, als ob du versuchen wolltest, dich in Moskau, Prag oder Innersachsen mit armen Worten verständlich zu machen. Es beginnt schon an Land. Du stehst nicht an einem Ufer, sondern auf einer Pier, das Brett, das zu dem Schiff hinüberführt, ist gar kein Brett, sondern eine Stelling. Und was du vor dir hast, ist nicht die linke Seite des Schiffes, sondern die Backbordseite. Erschrocken wirst du dich umdrehen, wenn dir jemand nachruft: „Schott dicht!", denn du weißt nicht, daß er meint, du sollst die Tür hinter dir schließen. Völlig konfus wirst du, wenn dir jemand sagt, du sollst die Back von der Back auf der Back nehmen. Dabei meint der Jemand nur, du sollst die Schüssel von dem Tisch auf dem vorderen Deck des Schiffes nehmen. Im Unterbewußtsein nimmst du dann die Worte Zeising, Speigatts und Pardunen auf, und als dir jemand sagt, du sollst deine Zigarette in Lee der Brückenaufbauten anzünden, steckst du die Zigarette wieder ein und verzichtest lieber auf das Rauchen. Die Matrosen mustern dich spöttisch, sie bieten dir Marmelade als Jam an und wollen dich zu Labskaus überreden, obwohl du rote Rüben nicht ausstehen kannst, und allgemein nennen sie dich ein Landei, das will heißen, du bist ein von seemännischen Fachausdrücken völlig unbeleckter Bürger aus dem Binnenland.

Drum Wanderer, ich gebe dir einen Rat: bevor du das „Ausland" Schiff betrittst, lenke deine Schritte zu einer Buchhandlung, denn dort winkt Rettung. Im Fenster wirst du es schon sehen, denn es leuchtet dir förmlich entgegen: das „Kleine seemännische Wörterbuch" aus dem Deutschen Militärverlag. Kauf es dir, es ist deine Rettung.

Das „Kleine seemännische Wörterbuch" wurde von einem Offizier geschrieben, der die ganze Misere des Nicht-verstehen-Könnens an Bord am eigenen Leibe verspürt hat. Es enthält einige tausend seemännische Fachwörter, ein Abkürzungsverzeichnis, Tabellen über Seegang und Sichtweiten und außerdem einige der bekanntesten und schönsten Shantys. Was Shanty ist, kann man dann im Buche selbst lesen. Das Wörterbuch ist aber nicht nur für dich, unvorbelasteter Bürger aus dem Binnenland, bestimmt, es dient als Nachschlagwerk auch denen, die sich als Seemann fühlen, denn so viel Fachwörter beherrschen Seeleute sicher erst nach 50 Jahren Seefahrt. Klaus

Israel, „Kleines seemännisches Wörterbuch". Lederin mit Schutzumschlag. 164 Seiten, 6,20 DM, Deutscher Militärverlag, Berlin, 1963.

Soldaten schreiben für Soldaten

Der Sonnabendausgang

Den ganzen Tag war schönes Wetter. Und entsprechende Stimmung. Man hätte singen können. Soldat Arndt Becker trägt schon seit drei Tagen einen Brief in der Rocktasche. Einen Brief von dem Mädchen Marion, das er am letzten Wochenende beim Tanzen kennengelernt hat. Er wird sie heute wiedersehen.

Gestern hat er noch einen anderen Brief bekommen. Der liegt im Schrank. Er hat ihn kurz damit beantwortet, daß er wenig Zeit habe, am Sonnabend keinen Ausgang bekommen würde, ansonsten aber sehr viel an sie, Gisela, denke. Das läßt sich so machen. Gisela wohnt ein ganzes Stück weg. Und würde sowieso nicht kommen. Im großen und ganzen will er ihr auch treu bleiben – schließlich sind sie verlobt. Und wenn er mit der Armee fertig ist, wird er sie heiraten. Ganz bestimmt.

Warum sollte er nicht zwischendurch mal mit einer Marion ausgehen? Was ist schon dabei? Und die ist ein hübsches Mädchen, und keß! Arndt bügelt seine Hosen sorgfältig, reibt sich mit Rasierwasser ein. Plötzlich ruft man ihn zum Telefon. Am Tor sei schon jemand da. Man sagt nicht wer. Die ist aber pünktlich, denkt Soldat Becker zufrieden und stolz. Er beeilt sich. Als er ans Tor kommt, traut er seinen Augen nicht. Gisela? Wie selbstverständlich sitzt sie da. Lächelt ihn unbefangen an . „Bist du versteinert? Ich wollte dich ein bißchen trösten, da du ja nicht herauskannst.“ Er sitzt in der Tinte. In einer halben Stunde wird Marion kommen. Also müssen sie erst mal hier weg. „Gehen wir ein Stück?“ fragt er fahrig. „Ich denke, du hast keinen Ausgang?“ – „Ich habe in letzter Minute noch welchen bekommen.“ „Fein“, sagt Gisela. „Da haben wir einen ganzen Abend Zeit.“ – „Ja, einen ganzen Abend.“ In zwanzig Minuten wird Marion nach ihm fragen. Vielleicht schon eher. Es ist ja möglich, daß sie eher kommt. Vielleicht war sie schon da? An der Ecke ist ein Café. „Entschuldige“, sagt Arndt unvermittelt. „Ich habe da nämlich noch etwas zu erledigen.“ Er schiebt sie in das Café hinein. „Es dauert bestimmt nicht lange. Du kannst inzwischen einen Kaffee trinken.“

Marion wartet schon. Zieht einen Schmollmund. Er entschuldigt sich. „Ich wollte dich von der Straßenbahn abholen. Aber ich habe dich nicht getroffen.“ Man sieht es ihrem Gesicht an, daß sie das nicht recht glaubt. Wenn er jetzt sagt ‚ich habe heute keine Zeit‘, wird er sie kaum wiedersehen. Bestimmt nicht. Das wäre schade. Aber Gisela kann er auch nicht wegschicken. Das ist noch unmöglicher. Sie gehen eine Weile. Gisela wird inzwischen wohl schon zwanzig Kaffee getrunken haben. Er muß überhaupt nach ihr sehen. Mit gespielter Verzweiflung faßt er sich an den Kopf. „Mann, jetzt habe ich doch vergessen, dem Genossen Meyer vom Kompaniechef etwas auszurichten. Bitte, entschuldige, Marion, ich muß das schnell noch erledigen. Bitte, geh' solange in dieses Restaurant. Ich bin sofort wieder da. Bestell dir inzwischen, was du willst!“ Hinter der nächsten Ecke bleibt er stehen und atmet auf. Jetzt sitzen beide erst einmal.
Aber er kann doch nicht den ganzen Abend ‚etwas zu tun‘ haben und nicht dauernd hin- und herpendeln. Die beste Möglichkeit, sich aus der Klemme zu ziehen, ist ja Ehrlichkeit. Aber dazu braucht man Mut.

Nanu?

Mit Lederjacke, Niet-Naht-Hosen
und meist im Arm 'ne scharfe Heule,
so pflegte noch vor einer Weile
Karl-Kuno durch die Stadt zu tosen.

Mit Macky-Schnitt und dreister Miene
und Hand in Tasche, was ja klar war,
so traf Karl-Kuno seine Biene,
die stark maked up und 16 Jahr war.

In grauem Rock mit frohem Blick
und Hände außerhalb der Taschen
kam Kuno-Karle heut zurück.
Das mußte mich doch überraschen.

„Vergessen sind die alten Taten“,
rief Kuno, „ich bin kein Verpennter!“
Auch Biene schminkt sich jetzt dezenter.
Woran das liegt? Du darfst mal raten!

Obfw. Helmut Stöhr

„Hast du denn deine Sache erledigt oder hat es nicht geklappt? Du siehst so bekümmert aus.“ Gisela ist gar nicht so ärgerlich, wie er das insgeheim gehofft hat . „Wir gehen tanzen, nicht wahr? Ich möchte so schrecklich gern wieder einmal tanzen gehen. Mein Zug fährt erst gegen zwölf.“ Er hört nicht zu, sagt zerstreut: „Ich muß nachher noch mal hin.“

„Das ist ja mysteriös.“ Gisela braucht gern solche Ausdrücke. „Ja, ja, mysteriös. Aber mitnehmen kann ich dich nicht. Das geht nicht. Es ist dienstlich. Erkläre ich dir später einmal.“ Sie gehen ein Tanzlokal suchen, wo man noch Karten kriegt. Vor der „Traube“ steht Lutz, ein Gefreiter aus Beckers Gruppe. Arndt nimmt ihn beiseite, bittet ihn, sich ein wenig um Marion zu kümmern, beichtet alles. Lutz verspricht, die „Aufgabe mit Einsatz“ zu erledigen.

Sie bekommen Karten, gehen hinein. Ein Tisch ist frei. Sie tanzen. Arndt ist nicht bei der Sache. Am Tisch ist er einsilbig.

„Du rauchst neuerdings sehr viel.“

„Ja, manchmal. Aber es ist nicht ganz so schlimm. Das gibt sich wieder.“

„Was ist eigentlich mit dir los? Hast du Ärger gehabt?“

„Nein, bloß müßte ich dort noch mal hin. Ist es nicht besser, wenn du eher fährst? Da bist du morgen nicht so müde!“

„Nein!“ Gisela sagt es trotzig, „geh schon!“ Arndt springt auf, greift nach der Mütze. „Ich bin in einer halben Stunde wieder da.“

Lutz und Marion sitzen noch immer beisammen. Die Flasche Wein auf dem Tisch ist fast leer. „Ihr versteht euch wohl recht gut?“ sagt Arndt; er ärgert sich. „Wir warten, bis der Herr Zeit findet, sich uns zu widmen“, sagt Marion schnippisch. Lutz fügt hinzu: „Wir haben die ganze Zeit von dir gesprochen.“ — „Es war sehr unterhaltsam“, wirft Marion lächelnd dazwischen, „und von Soldaten, die Mädchen sitzen lassen, halte ich gar nichts!“ Sie ist plötzlich ernst geworden. Arndt blickt ärgerlich-erstaunt auf Lutz. Der macht eine hilflose Bewegung. „Sie hat es selbst erraten, wirklich.“ Arndt ist rot geworden. „So, nun heulst du beinahe, was?“ schimpft Marion leise. „Zwei Ohrfeigen müßtest du kriegen. Eine von ihr und eine von mir. Was sag ich, zwei? Reichen nicht! Und nun geh. Sag ihr alles! Aber ehrlich! Und dann fragst du mal an, ob sie dir verzeihen kann. Aber ganz höflich, hörst du?“

Arndt rennt, was die Beine hergeben. Endlich. Aber der Tisch ist leer. Er setzt sich hin, wartet. Sie kommt nicht. Er fragt einen jungen Mann am Nebentisch. „Sie hat erst noch eine Weile dagesessen und ist dann gegangen. Ob nach Hause, weiß ich nicht.“

Arndt stürzt zum Bahnhof. Sie ist nicht da. Der Zug ist gerade weg. Warum fällt ihm eigentlich jetzt erst ein, daß sie ein neues Kleid angezogen hatte? So selten sahen sie sich und nun hatte er einen ganzen Abend verpatzt. Mehr noch, viel viel mehr. Was wird sie jetzt denken; der ganze Abend war für sie eine Enttäuschung. Schließlich sind sie verlobt. Und er liebt sie ja auch. Und jetzt mochte sie vielleicht weinen. Vielleicht auch nach Hause kommen und ihm einen Brief schreiben, vor dem er jetzt schon Angst hat. Ahnte sie etwas? Hatte er sich zu auffällig benommen?

Er geht ganz langsam wie ein alter Briefträger zurück zur Kaserne.

Den ganzen Sonntag quält er sich mit einem Brief an Gisela herum. Es ist gar nicht so einfach, zu beichten. Lutz lehnt mit am Tisch und raucht: „Du hast dich bloß dumm angestellt.“

„Ja“, antwortet Arndt, „ich habe mich sehr dumm angestellt.

Offiziersschüler Bernd Melzer



Zeichnungen: Paul Klimpke

Das Weihnachtsgeschenk



„So, so“, brummte der Seemann freundlich und musterte die vor ihm stehende Landratte von oben bis unten. „Sie wollen also mal ein MLR-Schiff kennenlernen und sich 'ne steife Brise um die Nase wehen lassen?“

Das Küstenlicht nickte eifrig: „Und vor allem möchte ich gern wissen, ob denn die Matrosen auch Sport treiben. An Bord natürlich. Ich habe da gehört . . .“

„Aber klar“, entgegnete der Seemann. „Kennen Sie nicht das schöne Wort: Jeder Mann an jedem Bord – einmal in der Woche Sport? Kommen Sie mit auf die ‚Halle‘! Was denken Sie, was sich da so alles tut!“ Und er berichtete von tollkühnen Hindernisrennen über Wasserbunkerdeck und E-Meßstand, von bärenstarken Matrosen, die mehr als zehnmal die Hantel stemmen, von geheimnisvollen Fenderläufen, Kletterakrobatik, Reckturnen und anderen bestaunenswerten Dingen. „Vergessen Sie aber auch nicht“, schloß er seine Rede, „die Offiziersmesse zu besuchen. Dort wird nämlich ganz intensiv gekegelt!“ (?)

Das Landei schaute mißtrauisch drein. Doch da der Seemann ein Genosse Kapitänleutnant war, weder eine Buddel Rum in der

Ablassen . . .





. . . zum Kutterpullen

Jeder Mann an jedem Bord ...

In Halle
sicher unbekannt,
an Bord der „Halle"
angewandt:
Der Fenderlauf.

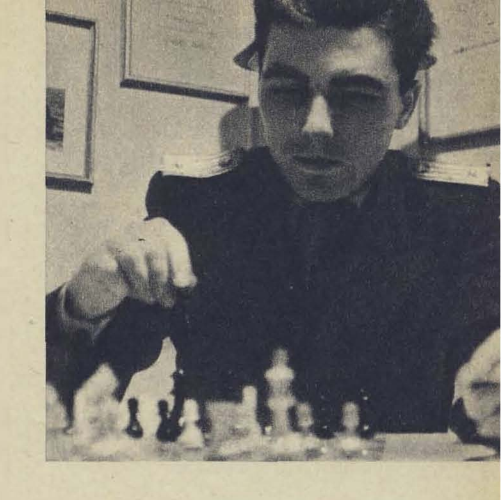


Da funkt's, wenn Funkmeister Sigurd Biller zum Expander greift.

Tasche noch einen Bart à la Käpt'n Braß hatte, beschloß er, jenes sagenhafte Schiff aufzusuchen.
Tatsächlich – es spielte sich allerhand ab auf der „Halle"!
Was Unterleutnant Klaus Weber, der Sportorganisator, in einem Non-Stop-Programm Revue passieren ließ, versetzte das seemännische Greenhorn ins Staunen. Maat Elsen und Stabsmatrose Busch erwiesen sich als routinierte Kletterkünstler beim Hindernislauf vom Achter- über ein halbes Dutzend anderer Decks bis zum Buggeschütz und zurück. Kommentar der Matrosen: „Das machen wir oft. Und selbstverständlich ist auch der Kommandant dabei."
Auf dem Achterdeck stemmte Stabsmatrose Jungmann lächelnd die 50-kg-Hantel – elfmal! Neulich, so erzählte man der Landratte, wurde der stärkste Mann an Bord gekürt. Den Preis, ein Paar Turnschuhe, holte sich Obermaat Gottschalk. Fünfzehnmal brachte er die Hantel nach oben.
Doch Stabsobermeister Biller, Funkmeister des Schiffes, ist kein geringerer „Herkules". Er zieht den Expander viermal vor der Brust auseinander. Zwanzigmal schafft er's über den Rücken. Erklärte Unterleutnant Weber: „Und das macht er täglich, jeden Morgen und jeden Abend."
Hut ab – aber der war inzwischen schon von allein über Bord gegangen.
Das ominöse Fenderlaufen führte Obermaat Scheffel vor. Mit einem prallgefüllten Sack aus Tauwerk – eben dem Fender, der zum Schutz der Bordwand beim Anlegen gebraucht wird – raste er in Sekundenschnelle den Seitengang entlang. Diesmal wurde keine Zeit genommen. „Beim Wettkampf wird sie natürlich gestoppt", warf Unterleutnant Weber ein. „Ebenso wie beim Verletztentransport, den wir üben."
Wat et nich all giwt an Bord!
So zeigte man dem Besucher, wo das Vertikaltau hängt, dessen fünf Meter die meisten Matro-

sen viermal zu bewältigen verstehen. So wies man ihm die Stelle, wo das Reck aufgebaut wird, an dem jeder zweite der Besatzung mindestens seine zwölf Klimmzüge bringt. So ließen sich die Matrosen geschwinde in einen Kutter hinab, um ihr traditionelles Kutterpullen rund um das Schiff zu zeigen ...
Ja, und als Unterleutnant Weber das Landei abschließend in die Offiziersmesse einlud, fiel diesem wieder der Seemann ein: „Aha!", dachte es, „jetzt kommt das Matrosenkegeln." Aber als es in der winzigen Messe das Abendbrot serviert sah, hütete es sich, seine Frage anzubringen. Denn spätestens hier merkt selbst die unbeleckteste Landratte, daß sich Seemannsgarn auch von einem Genossen Kapitänleutnant ohne Buddel Rum und Käptn-Braß-Bart spinnen läßt.

Mike



Wie auf dem Schachbrett die Figuren, sind beim Sport an Bord die Aufgaben verteilt. Unterleutnant Weber ist als Sportorganisator gewissermaßen der „König".



Er heißt Jungmann, ist aber Senior – beim Hantelstrecken mit 50 kg Gewicht.





Zeichnung: Harald Kretzschmar

Kurt Zimmermann

BERUF: Grafiker, einer von denen, deren Blätter volkstümlich, von jedermann zu begreifen sind.
AUFENTHALTSORT: Berlin, Prag, Leningrad, Havanna. Wie's grad kommt. Gehört ansonsten zu dem nicht allzu großen Kreis von Künstlern, die dem Thema Volksarmee weniger mit der Zunge, denn mit Pinsel und Zeichenstift beizukommen versuchen. (Siehe „Armee-Rundschau" verschiedenster Ausgaben sowie „K. Zimmermann, sozialistische Grafik", erschienen in der Reihe „Kämpfende Kunst" beim DMV.)
KINDER: Zwei Söhne. Darüber hinaus aber Vater vieler schöner und kraftvoller Arbeitergestalten, Soldaten der Volksarmee, Rotarmisten usw.
LEUMUND: Steht in dem Ruf, gute Bücher noch besser zu machen. Seine vorzügliche Illustrationskunst belegen „Wie der Stahl gehärtet wurde", „Gavroche", „Camilo", „Mohr und die Raben von London" u. a.
GEWICHT: Vom Ministerrat am Vorabend des 14. Gründungstages der Republik gewogen und nicht zu leicht befunden. Erhielt aus oben genannten guten Gründen aus der Hand des Staatsratsvorsitzenden einen Nationalpreis.
BESONDERE CHARAKTEREIGENSCHAFTEN:
1. Reagiert sehr feinfühlig auf Gutes und Böses in der Welt. Sein Grundsatz, Empörung, Parteinahme und leidenschaftliches Beteiligtsein nicht nur in Worten, sondern auch in Zeichnungen auszudrücken, darf manchem seiner Berufskollegen nachdrücklich zur Nachahmung empfohlen werden.
2. Zimmermann scheut sich nicht, künstlerisches Neuland zu erschließen und von ihm noch unvollkommen gelöste Probleme zwecks Bessermachen der harten Kritik möglichst vieler Menschen auszusetzen (siehe Entwurf zum Thema „Vereidigung" in „AR" 10/63 und nebenstehende Diskussion).
EINSCHRÄNKUNG: Es wandert trotzdem noch zu viel Undiskutiertes voreilig in den Papierkorb und könnte bei noch konsequenterer Anwendung der „Bitterfelder Methode" der Mit- und Nachwelt erhalten bleiben.
HOBBY: Sammelt aus beruflichen Gründen Waffen aller Art und Größe, hegt seit längerem die Absicht, unserem Verteidigungsminister alte kostbare Lanze gegen T 54 anzubieten (Wertausgleich zum Taxpreis).
ALTER: Genosse Zimmermann beging am 27. November seinen 50. Geburtstag.
Die Redaktion dankt nachträglich dem Jubilar anläßlich seines Ehrentages für seine langjährige treue Mitarbeit und wünscht ihm weitere schaffensreiche gesunde 50 Jahre.

ERSTE

Offiziersschüler WOLF-DIETER PLANL,
Offiziersschüler MANFRED ARAJEWSKI:
Unsere Arbeiter sind doch nicht so „ausgemergelt" wie auf diesem Bild. Sie wirken ja wie halb verhungert. Ähnliche Menschentypen brachte damals Heinrich Zille ebenso zum Ausdruck, heute leben wir aber bereits in einem ganz anderen Zeitalter.
Das junge Mädchen sieht nicht wie ein lebensfrohes, junges, blühendes Wesen aus, man könnte meinen, „sie geht auf den Strich" . . .! Das ganze Bild ist von einer gewissen Armut getragen, der Soldat sieht nicht zukunftsfroh der Zeit entgegen.
Die umherstehenden Menschen müßten dem Soldaten dankbar zulächeln, weil er ja die Errungenschaften schützen wird.
Wäre es nicht ein Gewinn für die Endfassung der Grafik, wenn Genosse Zimmermann eine Vereidigung miterleben könnte?

Unterfeldwebel GENSCH:
Hier kommt die Verbundenheit von Volk und Armee zum Ausdruck und das ist mir das Wichtigste. Die Darstellung der Menschen ist aber zu einfach. Sie sind schlecht angezogen.

Korvettenkapitän KARL-HEINZ JURISCH:
Die Zeichnung gefällt mir in der Anlage sehr gut. Die Aussage des Bildes scheint mir der Situation angepaßt. Man erkennt den feierlichen Ernst des Soldaten und merkt, daß er mit der Vereidigung sich hohe Pflichten auferlegt. Die Figurengruppe im Hintergrund, die ja praktisch unsere Bevölkerung darstellen soll, erscheint mir jedoch etwas zu ‚ländlich-sittlich', d. h. ich hätte neben den Figuren von Arbeitern und Bauern auch die Schicht der Intelligenz dargestellt. Ich habe das Gefühl, daß außer der einen zentralen Gestalt im Hintergrund (im dunklen Jackett) nur LPG-Bauern dargestellt wurden. Das kann zwar vom Künstler bewußt geschehen sein, oder es ist in seiner Malweise zu suchen, die ich leider nur wenig kenne. Genosse Zimmermann schreibt selbst, daß mit der vorliegenden Zeichnung nur ein Anfang gemacht wurde. Ich kann mir gut vorstellen, daß der Künstler, wenn er mit unseren Genossen Aussprachen führt, zu einem erfolgversprechenden

HILFE

Unsere Leser schrieben zum Grafikentwurf „Vereidigung“ (AR 10/63) von Kurt Zimmermann

Abschluß kommt. Wie bereits gesagt, der Gesamtrahmen des Bildes besticht durch seine Klarheit. Man erkennt auf den ersten Blick, was hier geschieht und hat das Gefühl, dabei zu sein.

Genosse KLEIN, Kaufmann:

Meines Erachtens kommt die Vereidigung in der Darstellung nicht zum Ausdruck. Es müßte mehr zu sehen sein. Der dargestellte Kreis ist zu eng.

Offiziersschüler WOLFGANG MATTHEES:

„Werde ich auch nicht enttäuschen?“ scheint unser junger Genosse zu denken. Oder „was steht mir bevor? Wie wird dieses neue Leben aussehen?“ Aber auch Selbstbewußtsein geht von seinem Gesichtsausdruck aus. Am besten gefällt mir ganz rechts die Frau. Es könnte seine Mutter sein. „Mein Junge steht hier richtig, und ich brauche mich für ihn nicht zu schämen“, mag sie denken. Könnte die junge Frau (links) nicht einen Nelkenstrauß im Arm haben? Oder ihr Kind eine Blume in der Hand? Natürlich begreift es noch nicht, worum es geht. Aber die Meinung der jungen Mutter würde doch dadurch deutlicher. Blickt sie nicht auch etwas zu skeptisch? Mir gefällt ebenfalls die mittlere Gestalt nicht recht. Offenbar hat sie ja eine Bindung zu dem Soldaten. Trotzdem ist sie zu schwach ausgedrückt. Ich könnte mir viel besser vorstellen, daß dieser junge Mann ein FDJ-Hemd tragen würde und nicht unbedingt geradewegs von der Werkbank käme. Der ältere Arbeiter erregt Vertrauen. Er ist unverkennbar stolz darauf, daß erstmalig seine Klasse gut bewaffnet ist. Hier ist die Verbindung Arbeiterklasse oder besser gesagt Volk und Armee am besten gelungen.

Gefreiter JOACHIM THORENZ:

Mir zeigt das Bild erstens die Vereidigung und zweitens die Verbundenheit zwischen der Bevölkerung und unserer Armee. Der Soldat sieht zu seinen Vorgesetzten und wartet auf den Eid. Die Bevölkerung sieht auf den neuen Genossen und denkt: wird er diesen, seinen Fahneneid treu erfüllen? Das kommt am besten bei dem alten Arbeiter zum Ausdruck. Das Mädchen mit ihrem Freund guckt liebevoll und wird denken, wann geht mein Freund dazu, wie wird es sein, wenn „Er“ hier steht. Der Freund mit seinen jungen Jahren und der Veteranenmütze (die Mütze gefällt mir überhaupt nicht, denn selten werden von jungen Menschen solche Mützen getragen!) sieht sich vielleicht schon selber dastehen und ist begeistert. Es ist ja auch *sein* Fahneneid. Der eine von den zwei „Rotzjungs“ zwischen dem Soldaten und „unserem“ Freund müßte auch noch etwas auf den Kopf bekommen, vielleicht ein paar Haare? Trotzdem gucken die beiden, ihrem Alter entsprechend, ernst und stolz zugleich. Alles in allem: mir gefällt das Bild ganz gut, die große Bedeutung und der tiefe Inhalt der Vereidigung kommen zum Ausdruck.

Unterleutnant HANS-JÜRGEN REDLICH:

Vieles an dem Soldaten entspricht ganz und gar nicht unseren Dienstvorschriften. Hier liegen Verstöße gegen die DV 10/3 und DV 10/5 vor. Das Riemenende des Stahlhelms ist in die Schlaufe zu stecken, so daß dieser Zipfel links nie zu sehen sein darf. Die Brusttaschen sind zu hoch angesetzt, sie beginnen erst unter dem zweiten Jackenknopf. Der Knopf des linken Schulterstückes ist eiförmig gezeichnet usw. Genosse Zimmermann sollte sich einmal mit der Bekleidungsordnung, soweit ihm das gestattet wird, vertraut machen. Schließlich sind wir junge, exakte, militärisch erzogene Kämpfer, die etwas zum Ausdruck bringen „müssen“.

(Fortsetzung auf Seite 38)



K. Zimmermann: Matrose der Volksmarinedivision

Offiziersschüler PETER DREWS:
Das Bild drückt durchaus etwas aus, aber die Frauen sind eher Ausländerinnen. Der fünfte von links sieht aus wie ein Chinese. Das Baby wie ein kleiner Vietnamese.

Genossin POPIG, Verwaltungsangestellte:
Mir gefällt die symbolische Darstellung. Die Gesichter sind ausdrucksstark.

Major HAMANN:
So wie ich, werden wohl viele Kunstinteressenten die Zeichnungen von Zimmermann in ihrer Vielfalt kennen und schätzen. Sein Pinsel- und Federstrich ist charakteristisch und von dem anderer Künstler nicht schwer zu unterscheiden. Bei der „Vereidigung" kommt noch etwas anderes hinzu. Das sind seine typisierten Darstellungen von Arbeiterinnen, Arbeitern, Mutter mit Kind usw. Dabei ist besonders sein Typ des Arbeiters mit Schiffermütze hervorzuheben. Ich kann mir nicht helfen, ich sehe darin den Arbeiter der Novemberrevolution und der Weimarer Zeit, der einem Vergleich mit dem Arbeiter unserer Tage nicht Stand hält. Das Charakteristikum ist nicht sein Arbeitsanzug, sondern seine moralische Größe und Stärke, und die hängt eben nicht von der symbolischen Darstellung der Kleidung ab. Ähnlich ist es auch bei der Darstellung der Frauen. Entweder mit Kopftuch, oder glatt nach hinten gelegtem Haar. Ist das die Charakteristik der einfachen und schlichten Arbeiterfrau?

Nach meiner Auffassung würden eine Mutter mit Kind und ein Arbeiter als Symbol im Hintergrund genügen. Die Gesichter hinter dem Soldaten lenken vom Hauptgeschehen ab und beeinträchtigen die Konzentration auf den Schwur. Der Gesichtsausdruck des Soldaten ist nicht stark und bewußt genug. Er sieht verklärt und nachdenklich nach innen, anstatt stolz und optimistisch zu wirken.

S. HÖHN:
Dem Künstler ist es gelungen, das Wichtigste an der Vereidigung in seiner Grafik auszudrücken: Die Verbundenheit zwischen Armee und Volk und die Verantwortung, die jedem Soldaten auferlegt ist. Aber der Soldat schützt nicht nur die Arbeiter, sondern das gesamte Volk. Das jedoch drückt das Blatt ungenügend aus. Die Menschen müßten mehr differenziert werden. Neben der Mutter mit dem Kind könnte ich mir einen Arzt vorstellen, dann Arbeiter und in deren Mitte einen Wissenschaftler usw. Dann müßte meines Erachtens der Abstand zwischen dem Soldaten und der Bevölkerung größer sein. Das Bild würde dadurch an Wirkung nur gewinnen.

Hauptmann HANKE, Dr. med.:
Die gestalterische Idee ist gut. Der Soldat, der unter Teilnahme der Werktätigen schwört, gefällt mir.

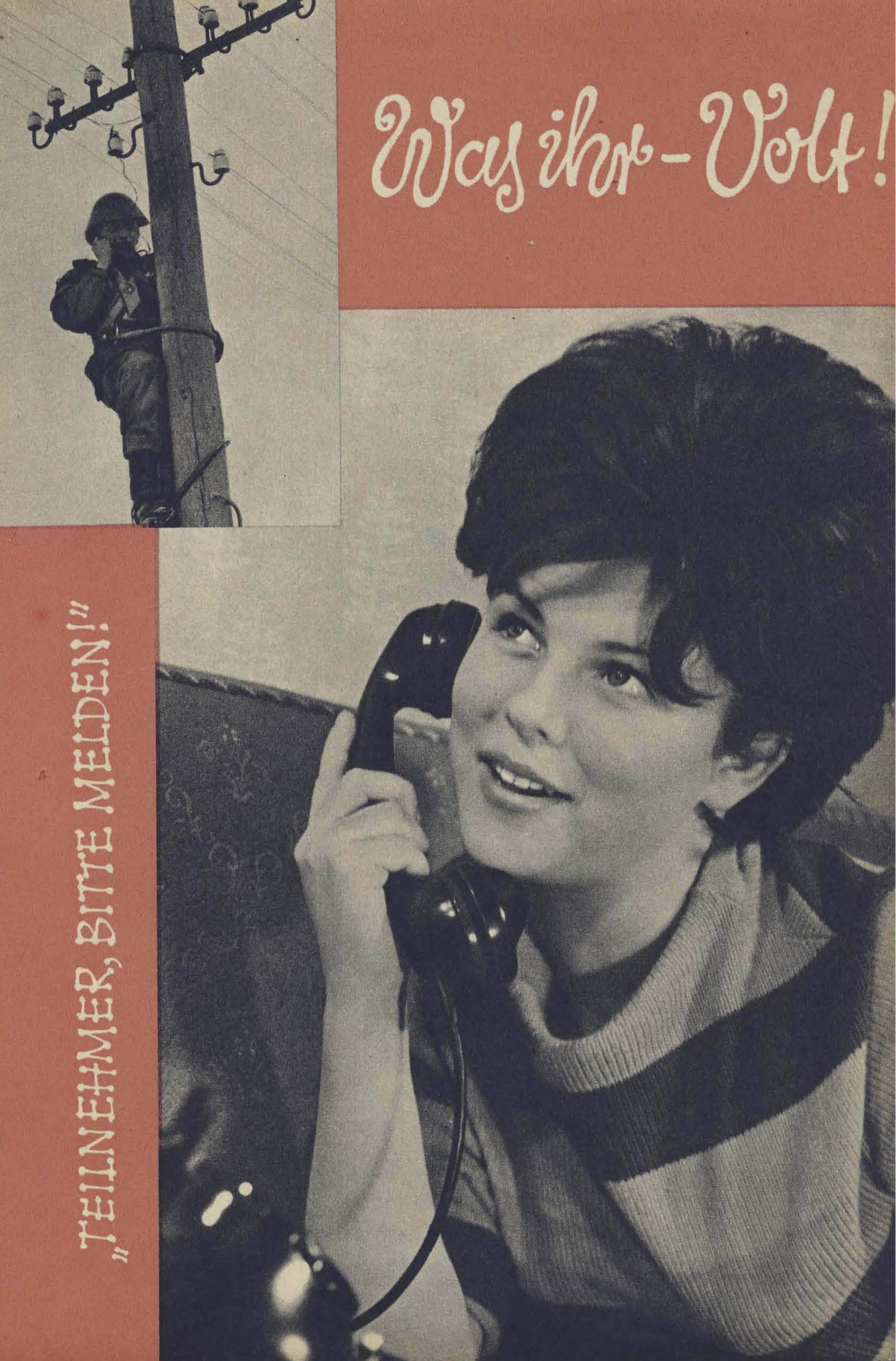
CONSTANZE EISLER, Chemikerin:
Zimmermann ist ein Soldatenantlitz gelungen, das die moralische Überlegenheit unserer Volkssoldaten gegenüber den Söldlingen der Bundeswehr trefflich versinnbildlicht. Ich mußte angesichts dieser Grafik an unsere ermordeten Genossen denken, die auch einmal ihren Fahneneid leisteten und in der Stunde ihrer Bewährung getreu dem Schwur ihr Höchstes gaben, damit wir leben.
Genosse Zimmermann wird an den Hintergrundgestalten, die nicht differenziert genug und wenig optimistisch angelegt sind, noch arbeiten müssen. Ausgenommen der alte Arbeiter und die Mutter ganz rechts. Sie sind mir vertraut, sympathisch, als wären sie mir schon oft im Leben begegnet. Ja — und noch einmal Dank für diesen Soldaten. Drückt er nicht überzeugend aus, was der Dichter mit schlichten schönen Worten sagt?

Wenn die Straßen brausen vom roten Meer –
ich zieh' keinen Säbel blank.
Ich schütze nicht mit geladnem Gewehr
des Ausbeuters Kassenschrank.
Ich schütze die Erde, die mir gehört
und nicht irgendeinen Bankier.
Ich bin ein Soldat meiner selbst,
ich bin ein Soldat der Volksarmee.

Liebe Leser des Soldatenmagazins!

Ich möchte mich für das Interesse, das Sie meinem Entwurf „Vereidigung" entgegengebracht haben, herzlich bedanken. Der Sinn dieses Blattes besteht nicht darin, eine Dienstvorschrift zu illustrieren oder im Sinne einer Reportage Auskunft zu geben über den Vorgang einer Vereidigung. Der Soldat auf dem Blatt wird nie vereidigt und das Volk ist kein Volk — es sind symbolische Elemente eines Kunstwerkes (so es mir gelingt!), das in seiner Gesamtheit dazu beitragen soll, über die Vereidigung zum Nachdenken anzuregen. Und in diese Richtung zielen viele Ihrer kritischen Worte: Wie kann man die symbolische Kraft im Sinne der beabsichtigten Aussage erhöhen? Wenn auch die Meinungen hierüber außerordentlich widersprüchlich sind, so treffen sie doch ihrem Wesen nach das eigentliche künstlerische Problem in seinem Kern. Solche Fragen wie: soll ich noch einen besonderen Typ des Intelligenzlers mit hineinnehmen oder nicht, sollen vielleicht die dargestellten Menschen freundlicher sein, haben mich zu ernsthaftem Überlegen angeregt. Ich werde die hier begonnene nützliche Diskussion, wie vorgeschlagen, in einer Einheit der Volksarmee fortsetzen. Mein endgültiger Dank für Ihre mir jetzt schon erwiesene „Erste Hilfe" soll dann das fertige Blatt „Vereidigung" sein, das im Soldatenmagazin noch einmal veröffentlicht werden wird.

Ihr Kurt Zimmermann


Was ihr - Volt!
„TEILNEHMER, BITTE MELDEN!"



Gesetzt den Fall,
sie läge sehr intim
auf ihrer Couch
(und nicht mit ihm).
Gesetzt den Fall,
es ruft das Telefon
und eine unge-volte
Kollision

der 60-Volt-gespannten
Drähte
vermittelte
noch eine späte.
doch immerhin
noch recht diskrete
Verbindung
zu der unbekannten

auf etwa
60 Volt gespannten
Fernsprech-
teilnehmerin.
die da zur Nacht
so solo
aus dem Schlaf
erwacht.

Was sollte
man in solchem Fall
jetzt fragen?
Ich wollte





„Guten Morgen" sagen,
doch möglich ist.
da pfeift sie drauf
und legt mich müde wieder auf.

Und wenn's dann
in der Leitung knackt,
dann ist es aus
mit dem Kontakt,
der grade eben
erst begonnen . . .
Die Halbzeit war
schon fast gewonnen.

dieweil die Dame,
die ich störte,
sich keineswegs
verstört empörte . . .
Wir sagen es
dem Leser offen:
Sie haben sich
noch oft getroffen.

Und immer wieder packte
sie das Erlebnis
nächtlicher Kontakte.
Sie hatten sich
per Draht gefunden
und blieben
nicht nur
fernverbunden.

Und falls ihr sie
mal treffen sollt',
(vorausgesetzt, daß sie
nicht grollt)

macht: Was ihr-Wollt!

K Sex



WEINPRESSE

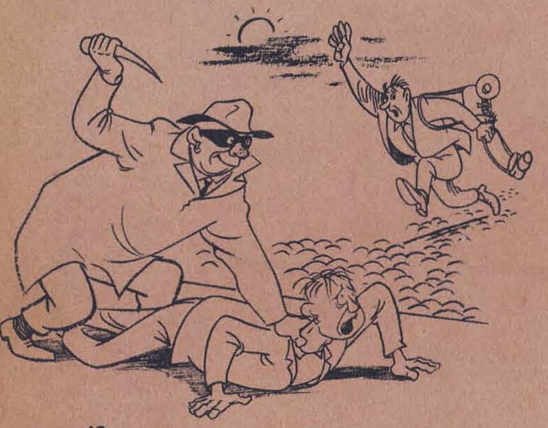
Anzeige aus der Münchner „Soldatenzeitung“: „Oberst Kernsches Weingut — Wallentheim bei Bingen am Rhein, Besitzer: Wilhelm Kern, Winzermeister und Oberst a. D. — Das Qualitätsweingut mit Sonderpreisen für Soldaten und Kameraden.“

Die AR schätzt sich glücklich, die Abschrift eines Tonbandes veröffentlichen zu können, das vom westdeutschen Verfassungsschutz mittels einer geheim installierten Abhöranlage in einer Münchner Wohnung aufgenommen wurde.

(Tür klappt) Martha, Marthachen — hick — dein guter Männe und Leutnant der Bundeswehr ist wieder zu dir ins Hinterland zurückgekehrt — hick — von der Weinfaßfront des Kameraden Oberst a. D. Kern, ich sage — hick — in harten Kämpfen ist es unserm Kameraden Oberst a. D. gelungen, was uns in der Bundeswehr erst noch gelingen soll — hick — er hat einen Brückenkopf erobert — hick — einen militärischen Brückenkopf im zivilen Weinbaugebiet sozusagen — hick — Unteroffizier Kruke hat gerufen — hick — unser Oberst a. D. heißt nicht nur Kern, in ihm steckt auch einer, ein soldatischer — hick — und Oberst a. D. Kern hat darauf zu uns Truppen gesagt — hick — seht, hier habt ihr noch eine Pulle, und dann hat er gesagt — hick — daß er weitere Geländegewinne erzielen will. Er wolle durch weiteres Gelände Gewinne erzielen, und für uns von der Truppe — hick — hat er gesagt, ist es die heiligste Pflicht, dabei zu helfen. Aber man darf auch — hick — hat er gesagt, nicht das Mosten vergessen — oder die Mosterung, kann ich nicht mehr genau sagen — hick — Martha — ich nehme an, der Oberst wird schon bald zum Sturm auf die zivilen Rumfabriken starten — hick — denn er sagte immer was von „Volk ohne Rum“, ich habe da gerufen — hick — Rum und Ehre dem Oberst, und da hat Leutnant Meise — hick — 5 Flaschen vom Oberst a. D. gekauft, weil er im Lotto einen Vierer hatte — hick — und Unteroffizier Kruke hat gerufen — hick — ein Volk, ein Reich, ein Vierer! und das war eine unsoldatische Verunglimpfung des Vierers, Martha — hick — und wir haben Unteroffizier Kruke dem Erdboden gleichgemacht — hick — Wein oder nicht Wein? hat Oberst Kern dann gesagt, die billigsten und größten Flaschen — hick — hat er gesagt — gehören nun mal in die aktive Truppe, und das erfülle ihn mit soldatischem Stolz — hick — und wir sind dann mit Besitzerstolz, rechts und links mit einer Flasche unter dem Arm, abmarschiert, immer unseren Fahnen hinterher, wir sangen — hick — ein altes Kampflied und kamen zum Bahnhof — hick — Marthachen, und weil wir noch immer nicht genug hatten und uns noch stark fühlten — hick — wollten wir noch einige Flaschen vernaschen — hick — von den roten wollten wir einige vernichten. Aber die sind uns nicht bekommen, die waren uns dann zu stark und haben uns umgeschmissen — hick — Marthachen.

PRESSE

„Kleinen Moment noch, ich habe noch kein Titelbild für meine Zeitung!“



Münchhausen: „Ich gebe auf, gegen einen vom Rias komme ich nicht an!“





Westdeutsche Tinte



Psychologisch ausgewogen
drehen sie die Mitmarschierer
durch das „Rühr-Werk" ihrer Werbung
mit der schwarz-weiß-roten Färbung.

Nur allein das legendäre
alte Mütterchen im Lande
reicht den Ostland-Reiter-Recken
nicht zu Propagandazwecken.

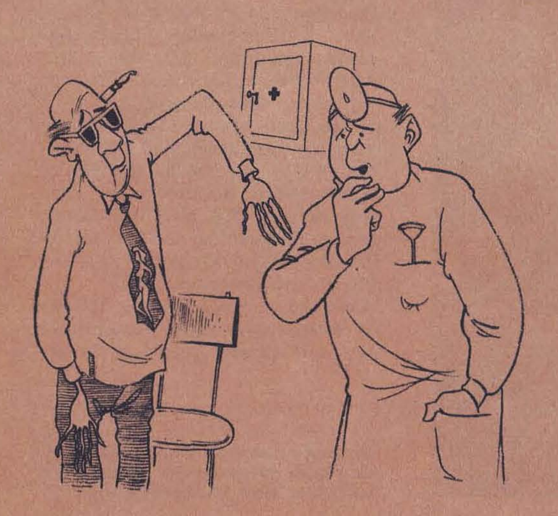
Im Bemühn das populäre
Volksinteresse zu erwecken
ramscht man überall Maskottchen
wie hier Fritzel und das Lottchen.

Vor Kanonen und Gewehren
kommt die Militärkapelle,
und die lockt die Dummen alle
in die Blut-und-Boden-Falle.

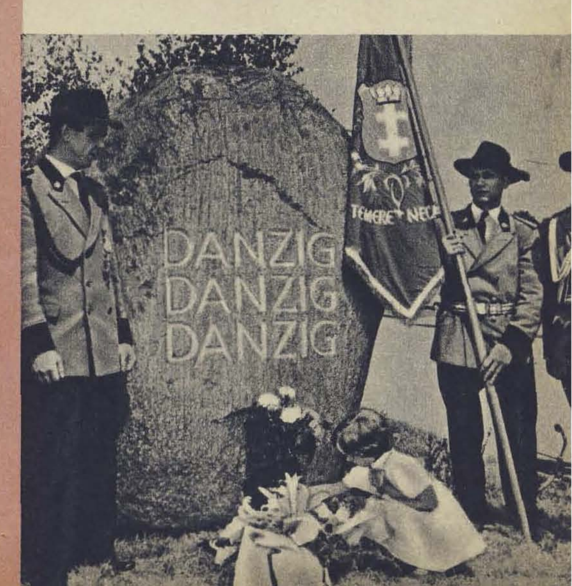
Frech benutzen sie als Köder
ihre Opfer: Witwen, Waisen,
die nun schon seit Kaisers Zeiten
rührend tarnen ihre Pleiten.

H. Maikath

„Wenn sie Redakteur für ostdeutsche Fragen sind, ist alles klar: Zu viel aus den Fingern gelutscht!"



ZUM WEINEN



Aus einzelnen Partisaneneinheiten, die in der ersten Periode des Befreiungskampfes die geeignetste Form der militärischen Organisation waren, entstanden schon nach fünf Monaten Brigaden. Am 22. Dezember 1941 wurde die Erste Proletarische Brigade, der Grundstein der Jugoslawischen Volksarmee gebildet. Diesen Tag begehen die Völker Jugoslawiens als den „Tag der Jugoslawischen Volksarmee". Das Foto zeigt Marschall Tito beim Abschreiten der Front nach der Übergabe der Kampf-Fahne.



In den Tälern der Dinarischen Alpen



Der Wagen fährt durch vom Herbst geschmückte Täler, über Hügel und Höhen hinauf zu den Felsen des Hochgebirges mit ihren Schneekuppen. Dinarische Alpen. Berge mit hehrer Vergangenheit. Die Erinnerung schweift in die Jahre des Kampfes, da die Partisanen der jugoslawischen Befreiungsbewegung so manchen Pfad im Schutze der Nacht gingen, an den Hängen klebten, die MPi im Anschlag.

Heute üben in den Bergen die Soldaten der Volksarmee.

Die Artillerievorbereitung hat schon begonnen. Das Echo der Abschüsse bricht sich hundertfach an Felsen und Berghängen. Auf der B-Stelle herrscht Hochbetrieb. Auch die Aufklärer sind schon geraume Zeit unterwegs, die Schützeneinheiten bereiten sich zum Angriff vor. Ein gut funktionierendes Räderwerk läuft ab. Seine Präzisionsteile sind die Truppenführer und ihre Soldaten. –

Wenn sie in den vierziger Jahren so ausgerüstet und ausgebildet gewesen wären! Aber was hatten

Geschickt dem Gelände angepaßt, die Sinne gespannt, so dringen die Aufklärer zum „Gegner" vor.

sie schon. Beutewaffen, selbstgefertigte Handgranaten – und viel Mut und Entschlossenheit den Feind zu schlagen. Welch ein Weg von der Ersten Proletarischen Brigade zur Volksarmee. Organisiert und geführt von der Kommunistischen Partei standen Serben, Kroaten und Mazedonier Schulter an Schulter.
Nachdem im Dezember 1941 der Grundstein für eine jugoslawische Volksarmee gelegt wurde, entwickelten sich die Volksstreitkräfte bis Ende des Krieges zu einer 800 000 Mann starken Armee. Zusammen mit der Sowjetarmee befreite sie die Völker des schönen Landes vom Faschismus . . .

Motorengebrumm dringt aus dem nahen Tal. Panzerformationen haben sich zum Kampf be-

Oben: Die Artillerievorbereitung hat begonnen. Auf der B-Stelle herrscht Hochbetrieb . . .



Im Schutze einer Hügelkette formieren sich die Panzereinheiten zum Angriff.

Einheiten der Truppenluftabwehr sichern mit Drillings-Maschinenwaffen die Gefechtshandlung.

Im Hochgebirge hat der Winter bereits Einzug gehalten. Die Gebirgstruppen üben also schon unter winterlichen Bedingungen.



reitgemacht. Das bergige Gelände verlangt von den Besatzungen großes Können. Ja, Können. In über 100 Schulen und Akademien wird es den Kommandeurskadern anerzogen.
Die Volksarmee ist eine gut ausgebildete, mit dem Volk verbundene Streitmacht. 90 Prozent des Offiziersbestandes sind Arbeiter und Bauern, der Verteidigungsminister, Armeegeneral J. Gosnjak, ein Spanienkämpfer, die Führung der Armee liegt in den Händen der Kommunisten.
Ein vielstimmiges „Hurra" kündigt den Sturm an. Ja, diese Übung beweist erneut: Diese Volksarmee, geführt vom Bund der Kommunisten, getragen vom befreiten Volke, weiß, eingedenk der schweren Vergangenheit der Heimat, worin ihre historische Aufgabe besteht. KE

I ch lernte Autofahren. Zum ersten Mal in meinem Leben saß ich auf dem „Bock“ eines LKW S 4000 und sollte meine ersten Gehversuche, besser Fahrversuche unternehmen. Kuppeln, die Gänge schalten, Gas geben, Bremsen — alles hatte ich mir im vorangegangenen Unterricht genau eingeprägt. Aber Sie wissen ja, beim ersten Mal ... Die Aufregung! Plötzlich war alles weg. Ich erwartete ein furchtbares Donnerwetter. Aber nichts dergleichen! Ruhig, geduldig korrigierte mich mein Fahrlehrer. „Kupplung langsam kommen lassen ... beim Schalten nicht auf den Hebel, sondern auf die Straße sehen ... Blinkzeichen vor dem Einbiegen nicht vergessen ... achten Sie auf den Rückspiegel ... zügiger fahren“ — so ging es in einer Tour. Der Oberfeldwebel neben mir, Bernasch hieß er, kam mir vor wie ein Riese, gegen den ich ein winziges, unscheinbares Zwerglein zu sein schien.

Aber trotz des vermeintlichen Unterschiedes — in Wirklichkeit war Genosse Bernasch nämlich noch ein wenig kleiner als ich — faßte ich bald Vertrauen. Denn etwas gefiel mir an ihm: Er korrigierte mich nicht in schulmeisterlicher Art, wie es manche Lehrer an sich haben, sondern ruhig, sachlich, ohne aus der Haut zu fahren. Obwohl ich noch manchmal ... doch das gehört nicht hierher. Jedenfalls entwickelte er die goldene Gabe, alle meine falschen Handlungen oder Unterlassungen im Keime zu erkennen und mich rechtzeitig vor ihnen zu bewahren. Wer weiß, wohin ich gefahren wäre, wenn ... Nicht auszudenken!

Neulich traf ich ihn wieder. Freudig begrüßten wir uns. Zuerst gratulierte ich ihm zu seinem neuen Stern. Er war inzwischen Stabsfeldwebel geworden. An seinem Rock entdeckte ich auch gleich die kleine Anstecknadel für zehnjähriges unfallfreies Fahren, die er vom ADMV verliehen bekommen hatte. Unser Gespräch drehte sich zunächst um belanglose Dinge. Bis er dann immer mehr von sich selbst erzählte. Und dabei erst wurde mir klar, woher der 29jährige, den ich einst so bewunderte, die geduldige Ruhe nimmt, die auch auf seine Fahrschüler ausströmt.

Horst Bernasch kommt aus Mecklenburg. Er wuchs auf dem Lande auf. Als Traktorist auf einer MTS und später als PKW-Fahrer beim Rat des Bezirkes Rostock hatte er gearbeitet, bevor er sich 1955 freiwillig zu den bewaffneten Kräften meldete. Alles, was nach Benzin riecht, interessierte ihn also schon von Berufs wegen.

„Vieles, was ich heute kann“, sagte er mir zurückschauend, „habe ich der Volksarmee zu verdanken.“ Und Horst entwickelte sich schon in den ersten Dienstjahren zu einem vielfach ausgezeichneten, zuverlässigen Kraftfahrer. Nicht zuletzt deswegen erhielt er 1958 die Möglichkeit, die Fahrlehrerprüfung abzulegen. Seitdem arbeitete er ununterbrochen als Fahrlehrer. In dieser Funktion hat er, das kann man mit ruhigem Gewissen sagen, schon einige Kompanien als Kraftfahrer ausgebildet. Und erst die gefahrenen Kilometer! Ich schätze vorsichtig hunderttausend. „Ach, das reicht noch lange nicht“, war seine Antwort. „Daran habe ich noch gar nicht gedacht, das einmal auszurechnen.“

Wieviel Fleiß und Mühe mag er dabei aufgebracht haben, wieviel Geduld und wieviel Können. Und wie viele Freizeitstunden schlug er sich dabei um die Ohren. Nicht nur mit den Fahrschülern, sondern auch bei seiner eigenen Weiterbildung. Es gibt kaum einen bei uns gebräuchlichen Fahrzeugtyp, den er nicht schon selbst gefahren oder bei Instandsetzungsarbeiten mindestens studiert hätte. Sobald im Kfz.-Wesen etwas Neues auftaucht, gibt er nicht eher Ruhe, bis er es gründlich „gefressen“ hat.



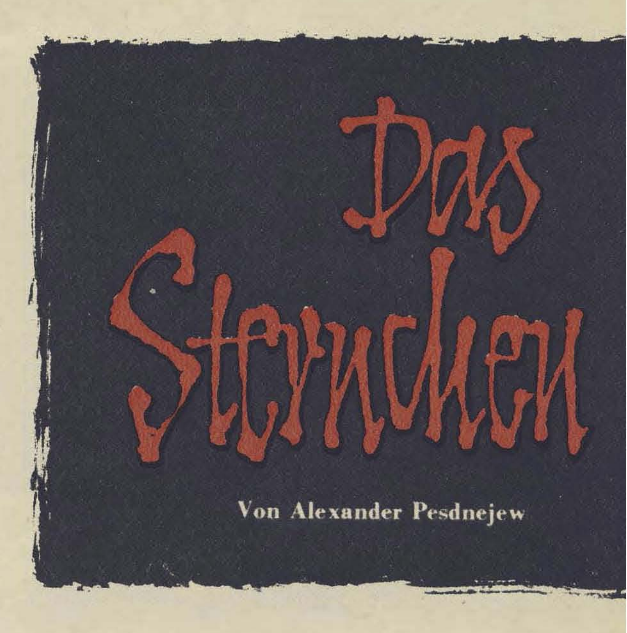
Mein Fahrlehrer

Was Horst Bernasch jetzt macht, wollte ich wissen. „Wir sind gerade bei der Winterumstellung der Fahrzeuge“, antwortete er. „Bis auf wenige Ausnahmen erhielten alle eine Eins.“ Ich stutzte, weil er das so selbstverständlich dahin sagte. Das muß er gemerkt haben, denn er fuhr gleich fort: „Eine Zwei gilt bei uns schon als schlechte Note. Deshalb ist sie so selten.“ Nun wagte ich gar nicht erst zu fragen, ob auch seine Schulfahrzeuge, für die er persönlich verantwortlich ist, darunter sind.

Weil Genosse Bernasch ein Fahrlehrer von echtem Schrot und Korn ist, geht unsere Unterhaltung nicht ab ohne ein paar praktische Ratschläge für den Winter. Jedem seiner früheren Schüler gibt er Tips mit auf den Weg, wenn er sie wieder einmal trifft. Die Schneeketten solle ich nicht vergessen und den längeren Bremsweg bei verschneiten und vereisten Straßen beachten. Auf die Bremsen machte er mich besonders aufmerksam. Beim Waschen gerät immer etwas Wasser in die Bremstrommeln. Na, und wenn das gefriert, dann möchte er lieber nicht mit mir fahren, meinte er. Überhaupt sei die gute Wagenpflege besonders im Winter wichtig.

Mein Fahrlehrer wollte mir noch mehr Tips geben. Aber Sie wissen ja, die Zeit. Ich hatte noch etwas anderes zu tun. So verabschiedete ich mich dankend von ihm. Nein, auf meinen Fahrlehrer lasse ich nichts kommen. *R. Dressel*





Auf dem Heck des Schleppdampfers „Bella" stand die Tochter des Steuermanns Tichon Sotow — Lida. Es dunkelte bereits, doch war der Mond noch nicht aufgegangen. Mit großen Augen schaute das Mädchen über die Reling bald aufs Wasser, das wie erstarrt dalag, bald auf die ausgestreckte kleine Hand, in der das Sternchen funkelte, das Andrei einst von dem ganzgebliebenen Schulterstück gelöst und ihr geschenkt hatte.

Ein Strahl des Scheinwerfers huschte für einen kurzen Augenblick über den Himmel und ließ das gebräunte Gesicht des Mädchens und ihr rotblondes, goldig schimmerndes Haar erkennen, das zu einem langen Zopf geflochten war. Niemand hätte ahnen können, woran sie dachte, höchstens daß ihr Vater vielleicht zu erraten vermochte, was ihr Herz bewegte ...

Bald würde ihr Vater erwachen und hierher aufs Heck kommen, um wie gewöhnlich vor Beginn der Wache sein Pfeifchen zu schmauchen.

Tichon Sotow war dreißig Jahre alt gewesen, als er seine Frau zu Grabe trug. Zwei Jahre lang fand er keine Heuer, trieb sich in den Häfen herum und war fast nie nüchtern. Lida hatte er der Muhme Anisja in Obhut gegeben. Er wollte offensichtlich seinen Kummer im Schnaps ersäufen, aber das gelang ihm nicht. Wochenlang verschwand er und erschien dann völlig verwahrlost, mit trüben, glanzlosen Augen. Dann kroch er auf den Ofen, wo Lida schlief, umfaßte seinen Kopf mit den Händen und lag so, bis endlich der Morgen graute. An solchen Tagen war er besonders zärtlich zu seiner Tochter und murmelte die ganze Zeit vor sich hin: „Ach, Tischa, Tischa ... Bist nicht im rechten Fahrwasser!"

Als Lida eines Morgens erwachte, sah sie, daß der Vater wieder neben ihr lag, den Kopf im Kissen vergraben. Seine Schultern zuckten, und dabei atmete er so merkwürdig, so als schluchze er. Sie erschrak und berührte ihn mit der Hand: „Väterchen ..."

Er regte sich nicht.

„Heiraten solltest du! Meinst etwa, es fällt mir leicht, euch beide zu bemuttern?" knurrte die Muhme auf ihrer Bank.

„Schweig still!" schrie er sie an. „Du Schwatzliese ..."

„Was bin ich denn? Vielleicht deine Leibeigene?" trumpfte die Muhme auf. „Du bist mir aber der rechte Lehrmeister! Endlich hast du eine Arbeit gefunden und trinkst trotzdem!"

„Vertrink' ich etwa dein Geld?" entgegnete Tichon ärgerlich. „Ich nehme jetzt einfach Lida zu mir auf den Schlepper!"

Lida selbst bemerkte gar nicht, wie sie heranwuchs. Ihr Leben floß dahin wie ein breiter, stiller Strom. Am liebsten wäre sie endlos auf diesem Strom dahingeglitten, von niemandem in ihrer Ruhe gestört.

Eines Tages kam es ihr plötzlich zum Bewußtsein, daß sie erwachsen war. Mit achtzehn Jahren war sie zu einer schönen Jungfrau erblüht, und da freite der Kiewer Lotse Taras Nabodrik, ein älterer, gesetzter Junggeselle, um sie. Doch Tichon wies ihn schroff ab: „Zu früh!" Als er gegangen war, lachte Lida hell auf: „Der gäbe mit der Muhme Anisja ein schönes Paar, Väterchen!"

... Lida seufzte und blickte auf den Sternenhimmel, der sich über dem dunklen Fluß wölbte.

Ihr Vater war erwacht. Sie hörte sein Husten und seine bedächtigen, schweren Schritte auf der Treppe. Auf Deck angelangt, beugte er sich über die Reling. Er war ohne Jacke, bloß in einem gestreiften Sweater. Der abflauende Abendwind fuhr durch seine ergrauten Haarsträhnen.

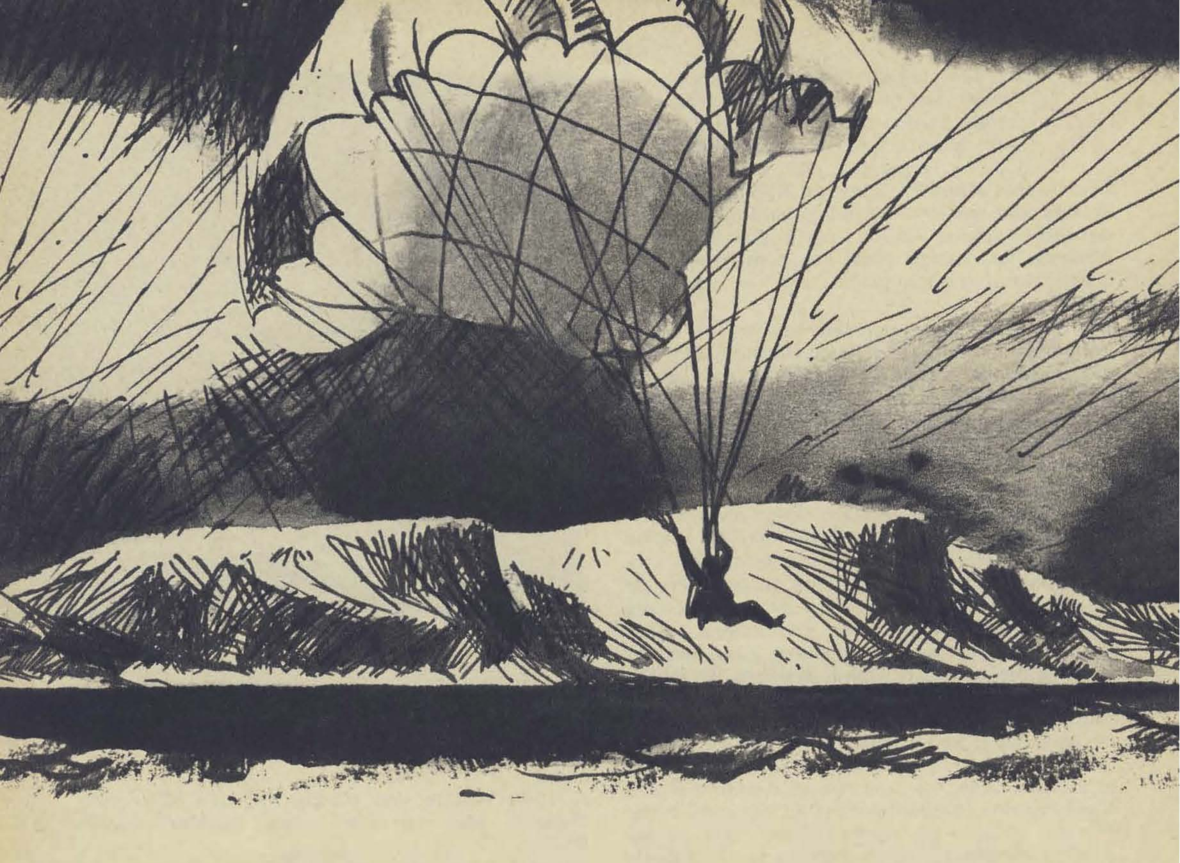
„Bist du das?" wandte er sich an seine Tochter, setzte sein Pfeifchen in Brand und legte ihr seine große, abgearbeitete Hand auf die Schulter. „Woran denkst du?"

„Immer an dasselbe", entgegnete sie unlustig und ließ das Sternchen verschwinden. „Immer an dasselbe ..."

„Hat doch gar keinen Sinn, mein Kind", suchte er sie zu beruhigen, „geh lieber schlafen."

Lida saß noch lange im Zwischendeck, ohne Licht zu machen. Schließlich legte sie sich nieder, einschlafen jedoch konnte sie nicht. Am Heck brauste und schäumte das von der Schraube aufgewirbelte Wasser. Allmählich begann es zu dämmern. Auf der dunklen Wand zeichnete sich das Bullauge wie ein weißer Fleck ab. So wie eben hatte sie vor einem Jahr, über Andreis Lager gebeugt, auf das Morgenrot gewartet. Damals jedoch war er bei ihr, damals wurde sie nicht von der Sehnsucht nach ihm gequält. Wie lange würde sie noch auf ihn warten müssen? Vielleicht ihr ganzes Leben lang? Wer konnte das wissen?

Vor dem Kriege hatte der Schleppdampfer „Bella" auf der Desna Flöße übernommen. Als die Flößung begann, lehrte Tichon, der bereits fünfundzwanzig Jahre als Steuermann tätig war, Lida seine Kunst, damit sie ihn, wenn nötig, ab-



lösen könne. Er kannte alle schiffbaren Flüsse Rußlands genausogut wie sein Vater und sein Großvater, die beide Schiffer gewesen waren. Im Grunde seines Herzens war er stolz darauf, daß er als Witwer, allein, ohne Frau, seine Tochter so gut erzogen hatte, daß sie ihn bereits mit bestem Erfolg vertreten konnte. Die alten Lotsen waren ihres Lobes voll.

Auch während des Krieges hatte Tichon Sotow sein Steuerrad nicht verlassen. Nur daß „Bella" jetzt nicht mehr Flöße schleppte, sondern Lastkähne mit Landungstruppen, Proviant, Ausrüstungsgegenständen und Munition.

Die hügligen Ufer des Dnepr, der bläulichgraue Wolkenschleier über der unermeßlichen Weite des Flusses, die am Himmel aufblitzenden Spritzer explodierender Granaten, der gewaltige dunkelrote Feuerschein über der Fähre, der ferne Donner der Kanonade, all das hatte sich Lidas Gedächtnis für immer eingeprägt.

In Stunden der Besinnung erstand alles, was sie damals, als sich der Tag seinem Ende zuneigte, erlebt hatte, bis zu den geringfügigsten Einzelheiten klar und deutlich vor ihrem geistigen Auge.

Gegen Abend, kurz vor Sonnenuntergang, hatte sie am Steuerrad gestanden. Es herrschte vollkommene Stille, über dem Dampfer schossen Schwalben mit spitzen Flügeln hin und her. „Bella" hatte bereits die Feuerlinie passiert und näherte sich dem Hafen, um eine neue Ladung zu übernehmen und sie unseren Truppen zuzustellen.

Der Vater, der sich im Zwischendeck ausgeruht hatte, erschien und löste sie ab. Auf dem Heck sitzend, beobachtete sie den Himmel. Es war das die Zeit der Kämpfe um Kiew, und ein feindlicher Fliegerangriff folgte auf den anderen. Bis zur Landungsstelle waren es nicht viel mehr als zwei oder drei Kilometer, als sie plötzlich eine Staffel feindlicher Bomber bemerkte, die sich von Westen her dem Dnepr näherte. „Wieder auf die Fähre", murmelte sie erregt vor sich hin. „Tag und Nacht bombardieren sie, diese verfluchten . . ."

Doch da tauchten aus einer von der Stadt heranziehenden Wolke, die an einen schäumenden Wellenkamm erinnerte, plötzlich zwei wendige Jagdflieger auf und suchten den Bombern den Weg abzuschneiden. In höchster Aufregung blickte Lida auf den Himmel. „Unsere . . . unsere!" flüsterte sie. Um den Kampf besser beobachten zu können, trat sie an die Reling und umklammerte das Geländer so fest, daß ihr die Finger richtig weh taten. Am Himmel entlang zog sich eine Kette grüner Lichter, und die Stille wurde durch das Rattern der Maschinengewehre durchbrochen. Fast gleichzeitig dröhnten die ersten Salven der Flakbatterie, die die Fähre schützte.

„Obacht, Töchterchen!" warnte sie ihr Vater. „Sie schießen!" Sie wußte: Er wachte über jeden ihrer Schritte und erriet stets, wohin und worauf sie blickte . . . Wenn sie nur diesen Wagehälsen irgendwie helfen könnte! Aber wie, wie? Im Westen glich der Himmel einem hellblauen Ge-



Illustration: Rudolf Grapentin

wässer, das von zusammengeballten Wolken begrenzt wurde, und jetzt näherte sich jene fast schwarz gewordene, von den in grünem Feuer schimmernden Blitzen der Leuchtspurmunition zerrissene Wolke immer mehr den Fliegern. Eine seltsame Unruhe erfaßte Lida. Sie wollte unbedingt dort sein, wo der Kampf tobte, und nicht tatenlos hier auf dem Dampfer stehen. Ab und zu hörte man ganz deutlich, wie die Splitter der krepierten Geschosse ins Wasser fielen. Doch das beachtete sie nicht, daran hatte sie sich längst gewöhnt.

Es verging eine Minute, und die feindlichen Flugzeuge, die ihre Bomben auf die Anfahrt zur Fähre abgeworfen hatten, nahmen wieder Kurs zur Front. Sie flogen keilförmig gestaffelt und suchten Deckung im Gewölk, wobei ihre Motoren wie toll surrten.

Da sah Lida plötzlich, wie eins unserer Flugzeuge, das wohl im Kampf etwas abbekommen hatte, in Flammen aufging und zu fallen begann. Im gleichen Augenblick löste sich ein Fallschirm von ihm. Da konnte sie nicht mehr an sich halten und stürzte zu ihrem Vater.

„Das ist . . . unser Flieger!“ rief sie aus „Ich hab's gesehen . . .“ Sie schmiegte sich an ihn. „Er geht bei ihnen nieder. . . . Sieh doch, sieh, er wird vom Winde dorthin getrieben! Wir müssen ihn retten, Vater!“

Ohne sein Pfeifchen aus dem Munde zu nehmen, brummte er jetzt irgend etwas, das sie jedoch nicht verstand. Dann schauten sie beide auf die weiße Kuppel des Fallschirms, die nur noch etwa hundert Meter über dem Fluß schwebte.

„Nahe ans Ufer können wir nicht heran“, sagte Tichon schließlich, ohne seine Tochter anzublikken. „Zu niedriger Wasserstand!“

„Vater!“ rief sie verzweifelt. „Wie kannst du nur . . . Es ist doch unser Flieger . . .“

„Und die Lastkähne . . .?“, vernahm sie beim Rattern der Motoren. „Das mußt du doch verstehen!“

„Dann das Boot . . . Ja? Ich selbst . . .“

„Dem hat doch ein Granatsplitter den Bug zerschmettert, hast du denn das vergessen?“ Er spuckte über Bord und klopfte seine Pfeife aus.

Lida sah ihn ratlos an.

„Schwimm!“ sagte Tichon mit dumpfer Stimme. „Ich will versuchen, möglichst nahe ans Ufer 'ranzukommen. Vielleicht können wir ihm so aus der Patsche helfen. Schwimm . . .“

Er riß das Steuerrad zweimal herum, und „Bella“ nahm sofort Kurs auf das hohe, abschüssige Ufer, in dessen Nähe die Feuerlinie des Feindes verlief.

Tichon ließ seine Tochter nicht aus den Augen. Er sah, wie sie ihre Jacke abwarf, die Stiefel auszog, den Zopf aufsteckte und dann von der Reling ins Wasser sprang.

Lida bemerkte nicht gleich, daß sie von der Strömung abgetrieben wurde. Aber ihr kamen die Tränen vor Verzweiflung, weil es nicht schneller vorwärts ging. Als sie schließlich den vom Wasser aufgeblähten Fallschirm erblickte, ruderte sie aus aller Kraft mit den bereits er-

Anekdotisches

Mit 60 km/h

„Um 24 Uhr steht alles am Fahrzeug“, unterweist ein Offizier vor dem Manöverball seine Soldaten. „Wer nicht da ist, der läuft ins Lager!“
„Macht nichts“, kann sich einer nicht verkneifen, „bis dorthin ist Schnellstraße, da kann man 60 laufen!“

Falsche Distanz



Der Hauptfeldwebel überprüft beim Appell die Kompanie. Nichts entgeht seinem scharfen Blick.
„Soldat Haase, haben Sie sich heute morgen rasiert?“
„Jawohl, Genosse Hauptfeldwebel!“
„Dann treten Sie nächstes Mal gefälligst näher 'ran an den Apparat!“

Diese Gören

Ein Offizier kommt nach längerer Dienstreise zurück auf die Insel Rügen. Als er in die Wohnung tritt, ist seine Frau nicht zu Hause. Da sie bei seiner Abreise kurz vor der Entbindung stand, nimmt er sofort an, daß sie nun im Krankenhaus liegen wird. Aber in welchem? Er fragt seine Nachbarin. „In der Görenstation“, erhält er zur Antwort. Unverzüglich schwingt er sich aufs Motorrad und fährt hinüber nach Göhren. „Bei uns ist Ihre Frau nicht“, sagt ihm eine Schwester. Also wieder zur Nachbarin. „Ach was“, sagt sie lachend. „Nicht in Göhren. Ich meinte die Görenstation im Krankenhaus hier am Ort.“

Vierbeinig

Der Mechaniker klettert auf den Hubschrauber, um sich von dessen Sauberkeit zu überzeugen. Der Oberingenieur beobachtet sein Tun. Plötzlich hält der Mechaniker erschrocken einen Apfelkriebs in der Hand. „Ha!“ dröhnt es von unten. „Wie kommt denn der da hinauf?“
„Das wird wohl eine Krähe gewesen sein“, meint der oben. „Ja, ja, aber eine Zweibeinige“, kommt es von unten zurück. Darauf der Mechaniker trocken: „Genosse Hauptmann, ich habe noch keine Vierbeinige gesehen.“



Vignetten: Parschau

lahmenden Armen. Die kalte Strömung, in die sie in der Mitte des Flusses geriet, erfrischte sie ein wenig, und es fiel ihr jetzt leichter zu schwimmen.
Sie ruhte kurze Zeit auf dem Rücken aus.
‚Wahrscheinlich ist er verwundet‘, dachte sie dabei, ‚sonst würde er schwimmen.‘
Und wieder schwamm sie, jetzt auf Männerart, warf die Arme weit vor und stemmte der Strömung eine Schulter entgegen. Als sie endlich angelangt war, rief sie laut: „Hallo, Genosse!“ Es erfolgte jedoch keine Antwort.
... Sie erinnerte sich jetzt nur noch dunkel daran, wie sie plötzlich durch eine krepierende Granate betäubt wurde und ein heißer Luftstrom sie umgab. ‚Bemerkt!‘ konnte sie nur noch denken.
Als sie nach einigen Sekunden wieder zu sich kam, schaukelte der Fallschirm als weißer Fleck vor ihr auf dem Wasser. Mühsam arbeitete sie sich durch das Gewirr der Fangleinen hindurch und stieß dabei auf den Kopf des Fliegers. Dem Ersticken nahe, lag er auf dem Rücken; durch seine angesengte Feldbluse sickerte Blut. Seine Kräfte schwanden zusehends. Und als sie seinen Kopf auf ihre Brust gebettet hatte und dann mit den Füßen abstieß, um zurückzuschwimmen, da war er bereits fast ganz bewußtlos.
Die Dämmerung senkte sich auf die Ufer herab, und bald war der Fluß in tiefes Dunkel gehüllt.
Im Zwischendeck, wo der Verwundete untergebracht worden war, legte ihm Lida, die sich kaum auf den Beinen halten konnte, einen Verband an. Sie beeilte sich so damit, daß sie nicht einmal vorher ihre Haare ausgewrungen hatte. Beim schwachen Licht der Hängelampe betrachtete sie liebevoll das blasse, junge Gesicht des Fliegers, der auf ihrer Koje lag. ‚Schlimm steht's mit ihm, sehr schlimm‘, dachte sie dabei. ‚Er müßte möglichst schnell in ein Lazarett ...‘
„Sascha, Sascha ...“, murmelte der Verwundete im Fieberwahn, „wohin bist du geflogen? ... Und der Brief ... Melde dem Kommandeur ... Oh, ich bekomme keine Luft! ... Wo ist die Fähre? ...“
Der Wind nahm an Stärke zu, die Schatten an der Wand huschten hin und her.
Nachdem Lida den Verband angelegt hatte, zog sie sich möglichst schnell um, und als sie dann nach einiger Zeit wieder nach dem Verwundeten sah, hob er den Kopf.
„Ist das unser Dampfer?“ fragte er mit leiser Stimme.
„Ja, ja, unserer ...“, entgegnete sie. „Aber lieg ...; liegen Sie ganz ruhig ... Sie sollen nicht sprechen ... Das kann Ihnen schaden.“ Auf Zehenspitzen trat sie näher heran und setzte sich auf den Rand der Koje.
„Hast du mich aus dem Wasser gezogen?“
„Ja, ich ...“
Irgendein sonderbares Gefühl hinderte sie daran, mit ihm zu sprechen. Sie beugte sich aber über ihn und spürte dabei auf ihrer Wange seinen schnell gehenden, heißen Atem.
„Wie heißt du?“ fragte er.
Sie brachte ihre feuchten, zerzausten Haare in Ordnung. „Lida“, sagte sie dann. „Und du?“
„Andrei.“
Starke Erschöpfung ließ ihn die Augen schließen, und er verlor wieder das Bewußtsein.

Drei Tage und drei Nächte wich sie nicht von Andreis Lager. Auf die Lastkähne wurden inzwischen Munitionskisten geladen, so daß der Schlepper die Bucht nicht verlassen konnte. Erst am vierten Tage erreichte „Bella“ ihren Bestimmungsort und konnte dann den Hafen anlaufen.

Ein selten schöner, warmer Tag brach eben an. Tichon Sotow begab sich an Land, um im nächsten Lazarett einen Krankenwagen anzufordern. Lida wartete im Zwischendeck auf seine Rückkehr. Sie saß am Kopfende der Koje und fuhr Andrei über seine weichen, hellen Haare. Er war noch sehr schwach. Sie goß ihm aus der Flasche ihres Vaters ein wenig Wein ein, doch er nahm nur zwei Schluck und dankte dann. Nach der leichten Röte zu urteilen, die sich auf seinen Wangen zeigte, schien er sich etwas besser zu fühlen; er lag ganz ruhig unter der weichen Decke.

‚Warum ist mir so wohl in seiner Gegenwart?‘ fragte Lida sich, aber sie wußte keine Antwort darauf.

Ja, mit ihr war eine Veränderung vor sich gegangen. Sie spürte das ganz deutlich. Mit unwiderstehlicher Kraft zog es sie zu ihm. Merkwürdig! Woran lag es nur, daß er ihr so teuer geworden war?

Mit schweren Schritten die Treppe hinunterstapfend, betrat ihr Vater den Raum. Ihm folgten zwei Sanitäter mit einer Tragbahre. Lida krampfte sich das Herz zusammen. ‚Gleich . . .‘, durchzuckte es sie. ‚Jetzt gleich . . .‘

„Gib mir doch meine Bluse, Lida“, bat Andrei. Sie erhob sich, machte dann ein paar Schritte vorwärts und blieb stehen, ganz benommen durch den Gedanken, daß sie ihn nie wiedersehen würde.

Er wartete geduldig.

„Sie ist doch halb verbrannt“, sagte sie schließlich, „und dann mußt du auch den verwundeten Arm schonen.“

„Gib sie mir trotzdem“, lächelte er, „ich will sie gar nicht anziehen.“

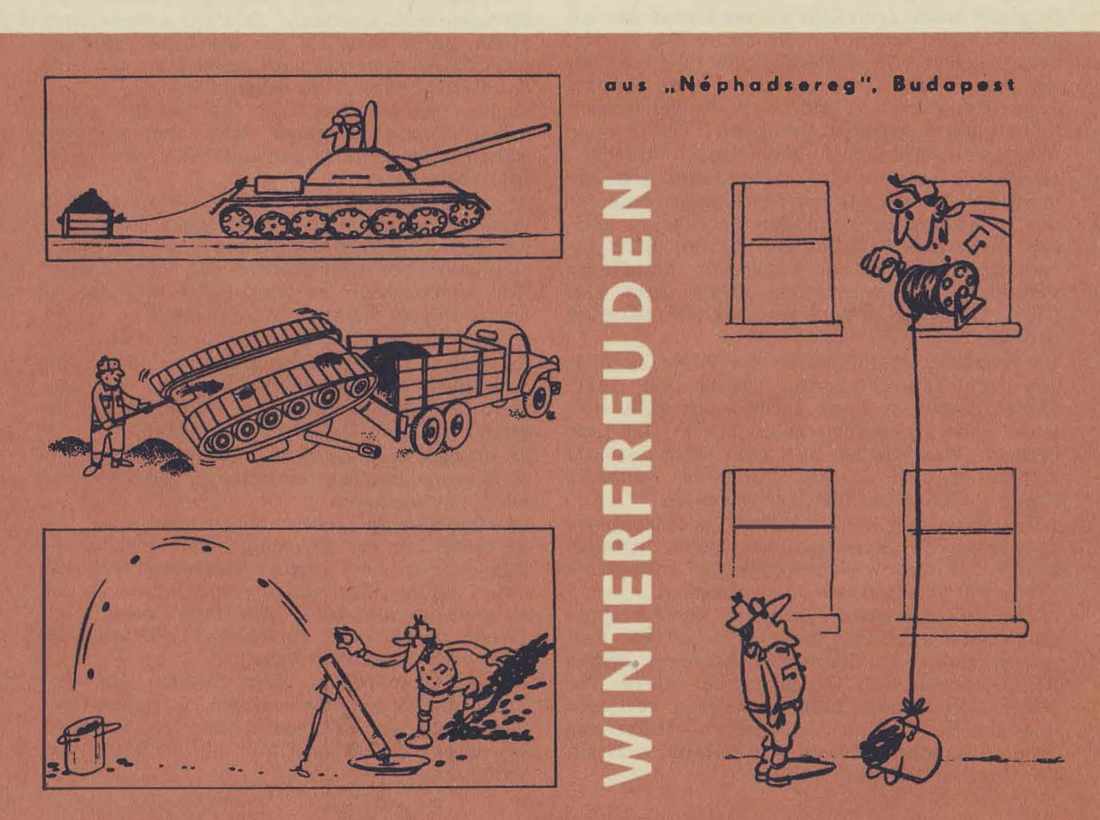
Sie reichte sie ihm. Mit der gesunden Hand löste er das Sternchen vom ganz gebliebenen Schulterstück, hielt es ihr hin und flüsterte kaum hörbar: „Nimm das zum Andenken an mich . . .“

Sie half den Sanitätern, ihn auf die Bahre zu betten, rückte fürsorglich das Kissen zurecht, beugte sich über ihn und drückte einen Kuß auf seine Stirn.

„Das wäre wohl alles?“ sagte er und schaute sich noch einmal im Raum um. „Vergiß mich nicht . . . und heb das Sternchen gut auf . . .!“

Der Vater gab ihm noch bis zum Auto das Geleit. Lida sah vom Deck, wie er sich von ihm verabschiedete. Das Auto setzte sich in Bewegung, und da erst fiel es ihr ein, daß sie vergessen hatte, Andrei um seine Anschrift zu bitten.

Es war bereits ein Jahr her, seit Lida von Andrei Abschied genommen hatte, doch war kein Tag vergangen, ohne daß sie an ihn gedacht hätte. Wo mochte er sein, wie ging es ihm? Wenn sie das irgendwie erfahren, jemand fragen könnte . . . Sollte er am Ende gefallen sein? Doch nein, sie ließ diesen Gedanken gar nicht auf-



kommen. Unbedingt würde sie ihn wiedersehen, seine ihr so liebe Stimme hören. Wann das sein würde, das wußte sie nicht, sie glaubte jedoch fest daran, daß es ein Wiedersehen geben werde.

Im Spätherbst, als „Bella" die Goldene Bucht angelaufen hatte, um Kohlen zu übernehmen, suchte Lida eines Tages die Kranführerin Soja auf. „Die Beine habe ich mir krumm gelaufen, um dich zu finden", rief sie erfreut. „Wo in aller Welt hast du dich herumgetrieben?"

„Ich war auf Fahrt . . ."

„Auf Fahrt!" staunte Soja. „Und weißt nichts?"

„Ja, was denn?"

„Ich habe selbst mit ihm gesprochen und dich ganz genau beschrieben . . . Dein Gesicht und so . . ."

„Wart mal, Soja, von wem sprichst du denn überhaupt?"

„Von wem?" Soja zog gekränkt ein Mäulchen. „Als ob du ihn nicht kenntest! Andrei heißt er. So in meinem Alter, ein Flieger."

„Andrei!" Lida wurde kreidebleich, schlug die Hände zusammen und ließ sich auf einen Balken nieder. Sie konnte kein Wort hervorbringen.

„Er sagte", fuhr Soja fort, „daß er an die Front fährt und gern wissen möchte, ob nicht gelegentlich der Schlepper ‚Bella' unseren Hafen anläuft. ‚Gewiß doch', sagte ich, ‚ich habe dort sogar eine Bekannte': und nun beschrieb ich dich ihm. ‚Das ist sie', sagte er, ‚das ist sie!' Und dann schrieb er mir seine Feldpostnummer auf . . ."

Lida wurde es vor Freude ganz schwindlig. ‚Er sucht mich!' jubelte es in ihr. ‚Er hat mich nicht vergessen!'

In dieser Nacht fand Lida keinen Schlaf. Sie saß auf Deck und schaute in die Ferne. Ein großer, hellerleuchteter Passagierdampfer fuhr vorüber, auf dem fröhlich getanzt wurde. Wäre sie drei Tage früher in die Goldene Bucht gekommen, sie hätten sich getroffen. Schreiben . . .? Wie lange würde sie da auf eine Antwort warten müssen!

Im Winter besuchte Lida Fortbildungskurse. Sie merkte es kaum, wie der kalte, stürmische Januar vorüberging, dann der Februar . . . Endlich, mehr zum Frühling zu, kam ihr Brief zurück, zerknüllt, mit der Aufschrift: „Empfänger vermißt." Lida weinte und klagte nicht. Das Glück, das schon so nahe gewesen war, hatte sie betrogen!

Im Frühling, als die „Bella" vor Kiew lag, meldete sich Taras Nabodrik wieder und fragte Tichon Sotow, ob seine Tochter sich nicht vielleicht anders besonnen habe. Tichon rief Lida herbei. „Was meinst du, mein Töchterchen?" wandte er sich an sie. „Ein sehr achtbarer Freier . . . Vielleicht überlegst du es dir?"

„Aber Vater, wie kannst du nur", entgegnete sie vorwurfsvoll. „Verstehst du denn wirklich nicht? . . ." Und wieder mußte der enttäuschte Freier mit seinen Geschenken abziehen.

. . . Im Juli desselben Jahres lief der Schlepper „Bella" den Südhafen der Hauptstadt an. Jetzt war er wieder ein friedliches Fahrzeug, dessen Kriegswunden schon längst geheilt waren. Vor einem Monat bereits hatte er das Dock verlassen und glänzte nun im Sonnenschein. Vater und Tochter standen auf Deck und blickten stolz auf die Umrisse der großen Stadt.

„Heute ist der Siebzehnte", sagte Tichon. „Da gibt's wohl eine Parade . . . Vielleicht siehst du sie dir an?"

„Gern, Väterchen . . .", erklärte Lida. „Heute ist auch ein besonders schöner Tag."

Sie steckte sich den Zopf auf und sah dabei lange in den kleinen Spiegel. Ihr war heute so leicht und froh ums Herz wie einst in der Kindheit . . . Wie weit lag die Kindheit zurück, wie unendlich weit! Die Schule, der Lehrer, die Muhme Anisja . . . Doch was sie im Krieg erlebt hatte, das blieb unvergessen.

Sehr zufrieden bei dem Gedanken, daß sie den ganzen heutigen Tag in Moskau verbringen würde, warf sie den Schal über die Schultern und ergriff die Handtasche.

Was war das für ein schöner Sommer, warm und klar! Das spürte man sogar hier, im engen Zwischendeck. Durch das Bullauge drangen Sonnenstrahlen ein, so goldgelb wie Honig, und man sah einen halbkreisförmigen Ausschnitt des Himmels.

„Vergiß nicht, mir Tabak mitzubringen!" rief ihr der Vater noch zu. „Die bewußte Sorte. Und dann: Mach's gut!"

Etwa nach einer Stunde, als sie ihre Einkäufe erledigt hatte und ein wenig durch die Straßen der Stadt geschlendert war, betrat Lida einen Bahnhof der Metro. Wegen des Feiertages waren die Züge überfüllt, und in den blauen Wagen gab es auch nicht einen freien Platz. Ganze Familien waren unterwegs.

Während Lida auf ihren Zug wartete und sich dabei über den schönen Tag freute, bemerkte sie plötzlich, daß ein junger Mann in Fliegeruniform sie unentwegt anschaute. Er stand abseits, ganz allein. Sonst hätte sie das wohl gar nicht bemerkt, doch jetzt sah auch sie genauer hin, und das Gesicht kam ihr so bekannt vor.

„Sollte das am Ende . . .?" Sie machte einige Schritte vorwärts, blieb dann aber verwirrt stehen. „Das kann ja gar nicht sein, nein, nein, ich habe mich geirrt . . ."

Er jedoch trat freudig lächelnd auf sie zu. Nun erkannte sie ihn, und vor Erregung stockte ihr der Atem. Ihr Herz klopfte laut. Doch sie konnte es immer noch nicht glauben, daß vor ihr wirklich Andrei stand, es schwindelte ihr, und sie lehnte sich an die kalte Marmorwand.

„Lida!" rief er da. „Lida, das bin ich doch!"

Sie starrte ihn an, unfähig, sich von der Stelle zu rühren. So wie sie ihn jetzt vor sich sah, gleichfalls freudig erregt, so wollte sie ihn für immer in ihrem Gedächtnis bewahren.

Er drängte sich durch die Menschenmenge, die eben aus einem Zuge strömte, als fürchte er, sie wieder zu verlieren.

„Andrjuscha, du Lieber", flüsterte sie.

Er faßte ihre vor Erregung kalten Hände. Die Züge kamen und gingen. Menschen eilten an ihnen vorüber, den beiden jedoch schien es, daß sie ganz allein in der großen Halle wären.

„Wenn du wüßtest, Andrjuscha, wie sehr ich mich nach dir gesehnt habe!"

Andrei verspürte in ihrer Stimme die tiefe Liebe, die sie so lange in ihrem Herzen bewahrt hatte. Solch ein Mädchen, dessen war er gewiß, würde Freud und Leid mit ihm zu teilen verstehen.



Wie hieß denn DER?

Mit diesem Filmrätsel, liebe Filmfreunde, wollen wir ein letztes Mal Ihr Erinnerungsvermögen strapazieren und uns von Ihnen verabschieden. Im kommenden Jahr werden wir uns von Zeit zu Zeit etwas Neues, Rätselhaftes für Sie einfallen lassen. Als Gedächtnisstütze für Sie sei gesagt, daß der Monat September im heutigen Filmtitel eine wichtige Rolle spielt. Schreiben Sie uns den Namen des Films auf einer Postkarte. Kennmarke (unten) nicht vergessen. Letzter Einsendetermin (Datum des Poststempels) 1. Januar 1964. Unter den Einsendern richtiger Lösungen werden drei Gewinner ermittelt:

SIE KÖNNEN GEWINNEN:

1. **„Film gestern und heute". Gedanken und Daten zu sieben Jahrzehnten Geschichte der Filmkunst, von Horst Knietzsch, 547 S., reich illustriert – und Szenenfoto.**
2. **1 Jahrgang Progress-Filmprogramme 1962 in zwei Sammelmappen und 10 Künstlerfotos.**
3. **25 Fotos bekannter Filmkünstler.**

Die Gewinner des Oktober-Filmrätsels sind:

1. Petra Lißner, Karl-Marx-Stadt
2. Unterfeldwebel Fritz Heinemann
3. Elli Büdner, Bohrau, Kr. Forst

Mit „Gut Film" Ihre „Armee-Rundschau"

Heinz Mielke, Vizepräsident der Deutschen Astronautischen Gesellschaft

Raumfahrt – und 1000 Wissenschaften

Die Bedeutung des Gelingens eines so schwierigen und komplizierten Experiments, wie es beispielsweise ein bemannter Satellitenstart darstellt, reicht weit über den Erfolg einer einzelnen Wissenschaft oder technischen Disziplin hinaus. Gewiß, es ist in den allgemeinen Kommentoren meist immer nur von der „Raumfahrt" oder vielleicht der „Raumfahrtforschung" oder von „Raketen- und Raumflugtechnik" die Rede, aber die erfolgreiche Ausführung eines astronautischen Experiments steht schließlich in Wirklichkeit auf einer gewaltigen Pyramide wissenschaftlicher und technischer Leistungen, und im Gerüst dieser Pyramide kann man heute praktisch schon fast alle „gängigen" Naturwissenschaften oder technischen Arbeitsgebiete mehr oder weniger umfassend beteiligt finden.

Die großartige Entwicklung, welche die Raumfahrtforschung bzw. die Raumflugtechnik in den letzten Jahren nehmen konnte, ist daher durchaus nicht nur als ein Erfolg der Astronautik selbst anzusehen. Dieser enorme Aufschwung wurde vielmehr erst durch die gegenwärtig ganz allgemein sehr rasch voranschreitende Entwicklung verschiedener wissenschaftlicher und technischer Spezialdisziplinen möglich. Erst unter Einbeziehung dieser neuen Teilgebietsentwicklungen (z. B. kybernetische Feingerätetechnik; elektronische Rechentechnik) ergaben sich die grundlegenden Voraussetzungen für den ungewöhnlich komplexen Arbeitsbereich der wissenschaftlichen Raumfahrt.

Um die ganze Vielfalt der wissenschaftlichen und technischen Anstrengungen und ihres Zusammenwirkens bei Raumfahrtexperimenten zu erkennen, braucht man nur einmal in groben Umrissen dem Entwicklungsgang zu folgen, wie er sich beispielsweise bei dem besonders hochgesteckten Projektziel bemannter Satellitenraumschiffe abzeichnet.

Als erste Entwicklungsphase wäre zunächst die Projektvorbereitung anzusehen, die mit einer recht umfangreichen Arbeit verknüpft ist und unter anderen besonders von den Erfahrungen ausgeht, die mit vorangegangenen Projektierungen gemacht wurden. Im weiteren sollen nun zur Kennzeichnung der beteiligten wissenschaftlichen oder technischen Disziplinen eingeklammerte Zahlen verwendet werden. Dabei muß aber klar sein, daß sich im Gefolge einer jeden Disziplin noch zahllose andere befinden können, die sich für den jeweiligen besonderen Arbeitskomplex als zusätzlich notwendig erweisen, die aber hier nicht in vollem Umfang dargestellt werden können und sollen. Wenn hier von 1000 Wissenschaften geschrieben wird, die am Raumfahrtexperiment teilnehmen, dann ist das in diesem Sinne zu verstehen. Es soll im Rahmen dieses Aufsatzes lediglich auf die wichtigsten Disziplinen der modernen Wissenschaft hingewiesen werden.

Die elementarste und bedeutendste Wissenschaft für alle Vorbereitungsarbeiten ist zweifellos die Mathematik (1). Sie liefert die Grundlagen für die Entwurfsarbeiten, ausgehend von Antriebsoptimierung und technischer Gesamtprojektierung. Eine wichtige Rolle spielt dabei die Berücksichtigung der Bahnprobleme für die Antriebsoptimierung. Hierbei ergeben sich dann Anlehnungen an die Himmelsmechanik (2), einem Teilgebiet der theoretischen Astronomie (3). Die Bewältigung dieser Aufgaben in praktischer Hinsicht setzt unbedingt die Anwendung der modernen elektronischen Rechentechnik (4) voraus, in der sich dann an sich schon zahllose Wissenschaften vereinen, wie z. B. Feingerätetechnik (5), Elektronik (6), und Kybernetik (7).

Geht man im nächsten Schritt zur praktischen Aus-

(Fortsetzung auf Seite 59)

Amphibientransporter LVTP 6 – USA

Taktisch-technische Daten:

Masse	18,6 t
Länge	6200 mm
Breite	3300 mm
Höhe (gesamt)	2600 mm
Panzerung	kugelsicher
Steigfähigkeit	30
Watfähigkeit	schwimmfähig
Uberschreitfähigkeit	1650 mm
Antrieb	200-PS-Ottomotor
Bewaffnung	1 Fla-MG 12,7 mm
Besatzung	1 Fahrer



Der LVTP 6 wurde 1957 in die US-Armee eingeführt. Das Fahrwerk wurde vom SPW M 59 übernommen. Die Tragfähigkeit des Transporters beträgt zu Lande 4,5 und im Wasser 3,6 t. 18 Mann können mit dem Fahrzeug transportiert werden.

Bist du im Bilde?

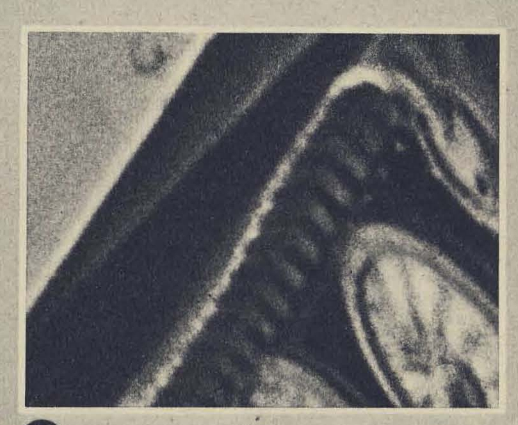
Den Abschluß unserer Serie „Bist du im Bilde?" bildet ein Amphibientransporter, den du wieder in den einzelnen Bildausschnitten erkennen sollst. Sieh bitte genau hin, schreibe deine Lösung auf eine Postkarte und sende diese bis zum 1. 1. 1964 (Datum des Poststempels) an die

Redaktion „Armee-Rundschau"
Berlin-Treptow, Postfach 7986
Kennwort: „Bist du im Bilde?"

Wie stets werden unter den Einsendern mit richtiger Lösung fünf Gewinner durch das Los ermittelt, die 50,–, 20,– und 10,– DM sowie als 4. und 5. Preis je ein wertvolles Buch aus dem Deutschen Militärverlag erhalten.

AUFLÖSUNG AUS HEFT 10/1963

So war es richtig: Die Bilder 1 und 3 zeigten den Schützenpanzer AMX. Die Gewinner sind:
Marlies Kiesel aus Klein Wanzleben, 50,– DM
Pionier R. Nienhagen aus Klietz, 20,– DM
Hptm. E. Marx aus Cottbus, 10,– DM
Manfred Hentschel aus Berlin, 1 Buch
Eva-Maria Nimz aus Neukloster, 1 Buch

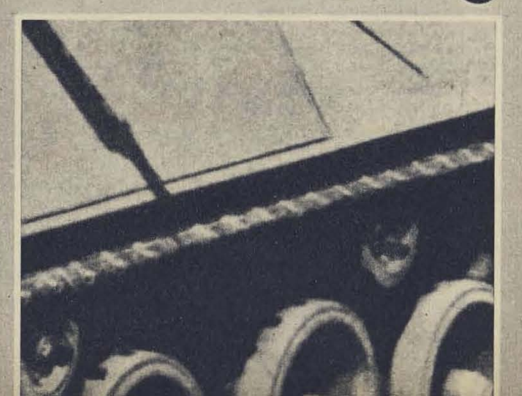










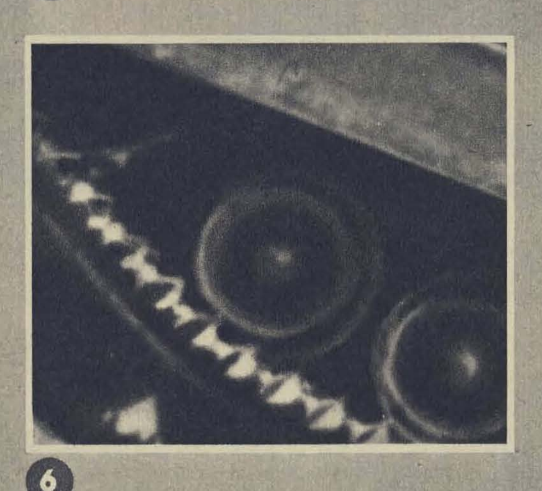




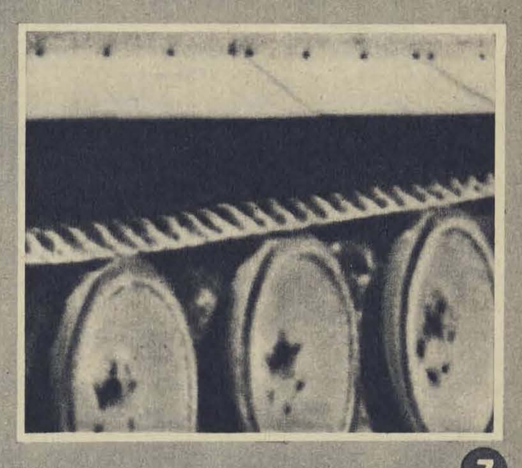
4



5



6



7

ARMEE-RUNDSCHAU 12/1963

TYPENBLATT

WAFFEN DES SOZIALISTISCHEN LAGERS – SCHÜTZENWAFFEN

Kompanie-MG 7,62 mm (Degtjarjow) – UdSSR

Taktisch-technische Daten:

Masse (mit Zubehör)	13 kg
Feuergeschwindigkeit	
– theoretisch	1000 Schuß/min
– praktisch	230–250 Schuß/min
Visierschußweite	1500 m
Flugweite des Geschosses	3000 m
Anfangsgeschwindigkeit	840 m sec
Kaliber	7,62 mm
Züge	4
Länge des MG	1270 mm
Länge des Laufes	600 mm

Das Kompanie-MG zählt zu den Hauptwaffen der Schützeneinheiten der sozialistischen Armeen. Seine hohe Schußfolge macht es zur wirksamsten Schützenwaffe. Seinem Aufbau nach gehört das Kp.-MG zur Gattung der Gasdrucklader mit Stützklappenverriegelung.

Raumfahrt und 1000 Wissenschaften

(Fortsetzung von Seite 56)

führung der Gesamtanlagen des Projekts über, so könnte man als erstes den Komplex der Raketentechnik (8) betrachten, da dieser die wichtigen antriebsseitigen Voraussetzungen für das Unternehmen zu liefern hat. In ihm finden wir dann den Bereich der Triebwerkstechnik (9) mit allen weitreichenden Querverbindungen von der Thermodynamik (10) und der Physik (11) im allgemeinen, bis zu den Problemen der Werkstofftechnik (12) unter besonderer Berücksichtigung des Gebiets der Metallurgie (13) und des weitläufigen Arbeitsbereichs der Kunststoffchemie (14). Den beiden zuletzt genannten Disziplinen kommt die hochwichtige Aufgabe zu, die materialmäßigen Voraussetzungen für den Bau von Hochleistungs-Raketentriebwerken zu liefern und besondere Wärmeschutzstoffe für die thermischen Belastungen des Nutzmassekörpers beim Wiedereintauchen in die dichte Atmosphäre bereitzustellen. Das Gebiet der Chemie (15) findet man dann schließlich noch einmal im Rahmen der Raketentreibstoffe an besonders wichtiger Stelle.

Der Kreis der weiteren praktischen Ausführungen setzt sich dann fort mit dem Bereich der Leichtbautechnik (16), auf dessen Verknüpfungen mit der schon erwähnten Werkstofftechnik und der Mechanik (17) bzw. mit der überall wieder auftauchenden Mathematik nur kurz hingewiesen werden soll. Die Leichtbauweise spielt ebenfalls eine wichtige Rolle in der Raketentechnik, da die Antriebsleistung eines Raketenantriebssystems um so größer wird, je kleiner das gesamte Konstruktionsgewicht gehalten werden kann. Außer den praktischen Lösungen des Antriebsproblems gehört nun noch ein besonders umfangreicher technisch-wissenschaftlicher Komplex zur Raketentechnik, der sich unter den Begriffen Steuerungs- und Lenktechnik (18), (19) zusammenfassen läßt. Die Einflußnahme auf alle Betriebsvorgänge der Rakete, im Nutzmassekörper (Satellitenraumschiff) und in den Bodenstationen erfordert immerhin einen beträchtlichen Aufwand von Anlagen der Feingerätetechnik und der Funktechnik (20). Die Funktechnik hat darüber hinaus die Voraussetzungen für eine ständige oder zeitweilige Informationsübertragung zwischen Raumflugkörper und Bodenstationen zu liefern. Auch in diesen Arbeitsbereichen begegnen wir wieder der Mathematik, der Physik, der Kybernetik, der Elektronik, aber auch der allgemeinen Elektrotechnik (21) und der Optik (22).

Projektierung und praktische Ausführung dieser gerätetechnischen Ausrüstung eines Raketen-Raumschiffsystems hat aber nur Sinn, wenn man unter anderem auch gleich die Einflüsse des späteren Arbeitsraumes, also des Kosmos zu berücksichtigen sucht. Dazu gehört dann die Mitarbeit der Geophysik (23), speziell der Ionosphärenphysik (24), der Sonnenphysik (25), einem Teilgebiet der Astrophysik (26), und der Strahlungsphysik (27). Die Berücksichtigung der Erfahrung der Hochatmosphärenphysik (28) im allgemeinen ist in jedem Fall eine unerläßliche Voraussetzung, da beispielsweise das exakte Wissen um die Dichte der Atmosphäre in großen Höhen von ausschlaggebender Bedeutung schon für die Projektierung des Flugverlaufes ist (Bremseffekt).

Da es sich im vorgegebenen Fall um ein bemanntes Raumflugunternehmen handeln soll, wäre nun noch in der vorbereitenden Phase das große Arbeitsgebiet zu berücksichtigen, in dem sich alle Wissenschaften, einschließlich der notwendigen technischen Hilfen, begegnen, denen die Fürsorge um die beteiligten Menschen obliegt. In diesem Reigen von grundlegender Wichtigkeit finden wir also neben der Biologie (29), Physiologie (30), Medizin (31), Psychologie (32) auch noch besondere Verknüpfungen wie die von Strahlenphysik und Biologie oder von Ernährungsphysiologie (33) und Nahrungsmittelchemie (34) oder gar von Physiologie und Kybernetik. Auf den großen Kreis der Fachgebiete, die von den Problemen der Schutzausrüstung für Kosmonauten (Raumschutzanzüge, Kabinenklimaanlage, Strahlungsschutz) berührt werden, kann hier nur ganz summarisch verwiesen werden, da die sonst notwendige Detailaufzählung, ebenso wie bei vielen der vorher grob umrissenen Sachgebiete, jeden Rahmen sprengen würde. Aber sicher hat schon diese ganz allgemeine Übersicht dieser Aufzählung verschiedener Fachgebiete die ungewöhnliche Vielfalt der an der wissenschaftlichen Raumfahrt beteiligten wissenschaftlichen und technischen Disziplinen erkennen lassen und wenigstens in groben Umrissen die Behauptung gestützt, daß die Erfolge der Raumfahrt Gipfelpunkte auf der breiten Pyramide des allgemeinen Fortschritts in Wissenschaft und Technik sind. Weitere Beiträge werden sich mit Einzeldisziplinen von Wissenschaft und Technik bei der Eroberung des Kosmos befassen.

Aus der Bücherkiste

S. Golubow: Festungen, die nicht kapitulieren



DMV, 1036 S. in 2 Bänden, 19,80 DM

Das wußten auch die Nazis: Der Mann, den sie in den frostklirrenden Februartagen des Jahres 1945 mit Wasser übergossen, bis er unter einem Eispanzer zusammenbrach und starb, das war nicht irgendeiner. Zu gern hätten sie triumphiert: Der Generalleutnant des Technischen Dienstes Dmitri Michailowitsch Karbyschew arbeitet für uns. Und nur das eine unterschätzten sie, doch das war alles: Karbyschew war Kommunist. Er widerstand gleißenden Verlockungen, er trotzte Quälereien. Er wurde nicht Verräter, dafür ging er in den Tod. Karbyschew starb wie ein Held – er war ein Held.

Dieses außergewöhnlich erfüllte Leben steht im Mittelpunkt eines Werkes, das eine gewaltige Zeit umfängt. Im Sommer 1914 ist Karbyschew Hauptmann des Zaren und Bauleiter des Forts VII der Festung Brest. Schon spricht alles vom Krieg, und der Hauptmann durchlebt diesen Krieg vom ersten Tag an. 1917 ist er Oberstleutnant, um eine Illusion ärmer und um vieles reifer. Und gemeinsam mit seinen Soldaten stößt er in diesem Jahr das Tor zu einer neuen Zeit auf, er – ein Oberstleutnant des Zaren.

Dann kommen die schweren Tage und Jahre des Bürgerkrieges. Karbyschew ist dabei. Er ist Offizier, und er ringt sich durch: Er dient seinem Land. Ringsum lauert der Feind, unerkannt steht er sogar in den eigenen Reihen. Und der ehemalige zaristische Offizier ist vielen Angriffen ausgesetzt. Doch unerschütterlich erfüllt er seine Pflicht, er bleibt sich und seinem Vaterland treu, und er findet Freunde, Genossen. Der berühmte Frunse ist sein Kommandeur.

Die Feinde werden vernichtet oder aus dem Lande gejagt, die Zeit des Aufbaus beginnt. Karbyschew wird Lektor an der Frunse-Akademie und übermittelt seine reichen Erfahrungen den jungen Offizieren der Roten Armee.

1941 ist er wieder bei Brest. Wieder raunt es vom Krieg, doch die Warner werden nicht gehört. Und dann bricht der Sturm los, der sich erst im Mai 1945 legen wird, und Karbyschew fällt in die Hände der Faschisten. Neue Prüfungen werden ihm auferlegt, und im KZ Mauthausen vollendet sich sein Leben.

Aber nicht allein das Leben dieses Helden macht das Buch so reich, und mit der Gestalt Karbyschews ist es keinesfalls ausgemessen. Es zeigt die Zeit, in der Karbyschew stand. Der Geist der Zarenarmee wird lebendig, die Auswirkungen der Revolution auf Soldaten und Offiziere. Leuchtend erscheint der Heldenkampf der Festung Brest gegen die Faschisten, einer Festung, die nicht kapitulierte, sondern kämpfend unterging.

Einer Vielzahl von Menschen begegnen wir, heute vergessene und unvergeßliche. Sie alle werden beeinflußt durch die Ereignisse, ihnen wird eine Entscheidung abgefordert.

Sicherlich sind diese zwei Bände nicht für ungeduldige Leser. Aber dem Wissensdurstigen geben sie viel. Sie handeln von Soldaten und sind ganz besonders für unsere Soldaten. Und sie lassen trockenen Unterrichtsstoff lebendig werden, sie machen Geschichte plastisch.

Claus

Jan Koplowitz: Herzstation



372 S., 6,80 DM, Verlag Neues Leben.

Der bekannte Autor Jan Koplowitz hat einen fesselnden, spannungsgeladenen Roman geschrieben. Er versetzt uns in das Jahr 1939 nach Prag, als die deutschen Truppen einmarschierten. Mit diesem Ereignis beginnt für Hans Rehak, den deutschen Studenten, und das tschechische Mädchen Jirka die Bewährungsprobe ihrer Liebe. Hans, der von den Faschisten steckbrieflich gesucht wird, erhält den schwierigen Auftrag, deutsche Genossen über die polnische Grenze zu bringen. Kann er es verantworten, mit seiner unpolitischen Freundin darüber zu sprechen? Schweren Herzens trennt er sich von ihr. Aber Hans hat sich in Jirka getäuscht. Sie nimmt Kontakt auf zu den Freunden und Genossen ihres Hans. Und bald sehen sich die beiden wieder. Gemeinsam führen sie die Rettungsaktion durch, die von ihnen den letzten Einsatz, viel Mut und Klugheit verlangt.

Aus der Bücherkiste

Ludwig Renn: Camilo

Ein Kinderbuch für den Weihnachtstisch, das die Geschichte eines kleinen kubanischen Jungen erzählt. 80 S., 6,80 DM. Illustrationen von K. Zimmermann. Kinderbuchverlag.

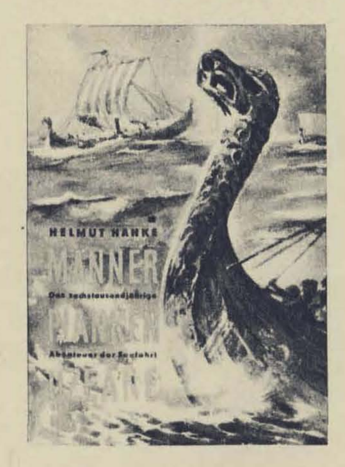
Camilos Eltern sind zur Rebellenarmee gegangen, der Siebenjährige lebt sehr kümmerlich bei seinem Großvater, der Analphabet ist. Der Leser erlebt mit, wie die Amerikaner immer wieder versuchen, die Macht zurückzugewinnen und den Aufbau zu stören. Auf dem Hintergrund dieser großen politischen Ereignisse zeichnet Ludwig Renn das zu Herzen gehende Verhältnis zwischen Großvater und Enkel und zeigt wie der kleine Camilo im Jahr des Alphabetisierens seinem Großvater Lesen und Schreiben beibringt.



Helmut Hanke: Männer, Planken, Ozeane

Das sechstausendjährige Abenteuer der Seefahrt. Illustriert von Adelheim Dietzel. 50 teils farbige Fotos. Zahlreiche zeitgenössische Dokumente und Karten. 450 S., 29 Tafeln. 14,– DM. Verlag Neues Leben.

Der Autor läßt uns die entscheidenden Etappen der sechs Jahrtausende währenden Bezwingung des Meeres durch den Menschen nacherleben

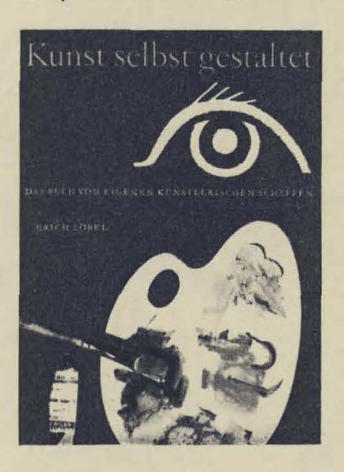


Vom primitiven Floß über die seetüchtigen Auslegerboote, die Schiffe der Phönizier, Griechen, Römer und Normannen, die Hansekoggen und Teeklipper, die Ozeanriesen und Unterseeboote bis zu den gigantischen Atomschiffen reicht dieser abenteuerliche Weg.
Wir betreten die Planken der Entdeckerschiffe und durchpflügen mit Kolumbus, Magellan, Vasco da Gama, Cook, Nansen und vielen anderen die sieben Weltmeere: wir lernen die Schiffe im Dienste der Gewalt, im Dienste der Seeräuber und der kolonialen Unterdrückung ebenso kennen wie die Schiffe des völkerverbindenden Handels und der friedlichen Forschung.

Erich Löbelt: Kunst – selbst gestaltet

Das Buch vom eigenen künstlerischen Schaffen. Illustriert von Wolfgang Würfel und Rudolf Skribelka. 312 S., zahlreiche teils farbige Fotos. Halbleinen cellophaniert, 13,80 DM.

Immer mehr Menschen haben den Wunsch, sich selbst künstlerisch zu betätigen. Sei es, um ein geschmackvolles Geschenk anzufertigen, um das Heim auszuschmücken oder einfach aus Freude am Gestalten. Ihnen allen wird mit diesem Buch eine gute Anleitung in die Hand gegeben. Es macht sie bekannt mit: Papiertechniken, graphischen Techniken, Maltechniken, Mosaik, Batik und plastischem Gestalten.



Joachim Ringelnatz

VOM SCHENKEN

Schenke groß oder klein,
aber immer gediegen.
Wenn die Bedachten die Gaben wiegen,
sei dein Gewissen rein.

Schenke herzlich und frei.
Schenke dabei, was in dir wohnt
an Meinung, Geschmack und Humor,
so daß die eigene Freude zuvor
dich reichlich belohnt.

Schenke mit Geist, ohne List.
Sei eingedenk, daß dein Geschenk –
du selber bist.



AR-Korrespondent

Oberstleutnant

Dr. MILAN CODR, Prag

sprach mit dem Testflieger

J. Duchoň über den

Strahltrainer L-29

„Hallo, Genosse Duchoň, ein überaus neugieriger Zeitungsfritze bittet um eine Unterredung!" So trat ich an die silberglänzende „Neunundzwanzig" heran, aus welcher der Testflieger nach seiner letzten Platzrunde gerade aussteigen wollte.

„Sei friedlich, Doktor", rief er mir zu, „gleich bin ich da. Meine Mission ist sowieso zu Ende."

„Ende gut, alles gut, kann man so sagen?"

„Kann man", kam lakonisch die Antwort. Dann hockten wir uns in den Schatten einer Tragfläche und ließen dem Mundwerk freie Bahn. „Wieviel Testflüge hast du hinter dir? Wie sieht es im Innern der ‚Kiste' aus? Seit wann erprobt ihr den neuen Strahltrainer, was macht er pro Stunde, wieviel ... welche ... wo, wie?"

„Hör auf, Doktor. Machst mich nervös. Ich werde dir der Reihe nach erzählen, einverstanden?"

Und ob ich das war. So ließ ich Genossen Duchoň die Bremsklötze wegnehmen und starten.

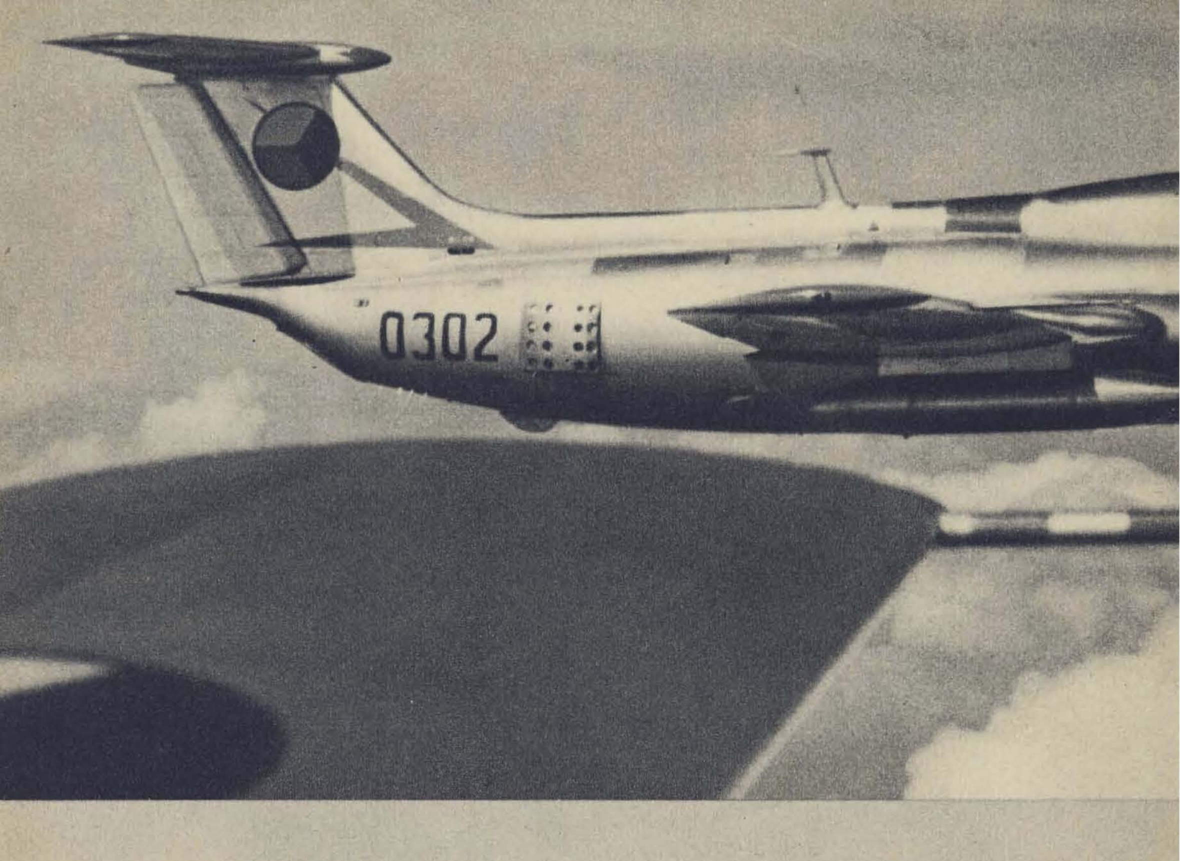
Gewohnt, nicht lange zu fackeln, hub er an:

„Es begann vor einigen Jahren, so um 1955, mit einer Diskussion; die Für und Wider lösten einander ab, dann aber mündeten eines Tages die Bestrebungen ziviler und militärischer Forscher in ein gemeinsames Ziel. Die Entwicklung eines modernen Strahltrainers wurde beschlossen.

In der ganzen Welt gibt es zur Zeit ungefähr zehn Typen strahlgetriebener Übungsflugzeuge. Darunter ein sowjetisches, ein polnisches und unser tschechoslowakisches, die L-29. Sie stellt ein Spitzenerzeugnis der Flugzeugproduktion dar. Aber komm, wir steigen einmal ein."

Auf dem Rücken des Rumpfes befindet sich die lange Kabine für zwei Flieger. Die Plexihauben sind geöffnet. Wir nehmen Platz. Es ist nicht





Strahltrainer L-29

schwierig, die rund dreißig Bordgeräte zu zählen, zwischen denen Drucktastenschalter auffallen. Moderne funktechnische Geräte sehe ich; Sprechfunkanlage, Navigationsinstrumente und das Kenngerät. Vervollständigt wird die Einrichtung noch durch ein Radargerät. Ich staune, Duchoň bemerkt es lächelnd.

„Die perfekte Ausstattung mit diesen Apparaten eigener Produktion läßt Flüge auch unter erschwerten Witterungsbedingungen, bei Tage und bei Nacht zu."

„Und das Herz des Flugzeugs?" frage ich.

„Ja, ja, das Triebwerk. Das mußte besonders für den Betrieb auf Graspisten konstruiert werden, es muß wirtschaftlich arbeiten, für den raschen Übergang auf verschiedene Treibstoffe eingerichtet sein, muß ... Eine ganze Latte könnte ich dir aufzählen, aber ich erzähle dir lieber etwas von seinem Entstehen.

Eintausend Stunden hatten wir es auf dem Prüfstand. Erst als es vom Konstrukteurkollektiv unter der Leitung von Ingenieur Rada von den Kinderkrankheiten und ‚irdischen Schwächen' geheilt worden war, wurden seine Mucken direkt in der Luft gesucht und beseitigt. Das war so: Wir holten unser ‚Fliegendes Labor', einen Düsenbomber, stopften den Bombenschacht mit Aggregaten und Meßinstrumenten voll, und den Raum des Heckschützen nahmen doppelte Feuerlöscher ein. Das Rumpfende wurde um eine Gondel verlängert, unter der sich das Versuchstriebwerk befand. So lernte unser erstes Düsentriebwerk fliegen."

„Interessant, alter Knabe", sagte ich so trocken wie nur möglich, denn von all den Dingen hatte ich wirklich keine Ahnung.

„Das ist noch nicht alles. Als das Flugzeug auf den Reißbrettern entstand, mußten rund 10 000 Blatt DIN A 4 herhalten, auf die Einzelteile usw. gezeichnet wurden. Pro Kilogramm Flugmasse sind etwa 200 Konstruktions- und Berechnungsstunden aufgewendet worden, Hunderte komplizierter Messungen waren vorzunehmen, und ganz neue Meßinstrumente mußten gefertigt werden. Etwa 10 000 Nieten waren in der Zelle einzulassen, gegen drei Kilometer Elektrokabel zu ziehen, sechzig Meter Druckleitung zu legen. Nach acht Versuchsvarianten fanden wir die günstigste Form. 1960 entstand der Prototyp; eine wahre Universal-Ausbildungsmaschine.

Das Flugzeug ist ganz einfach für alles geeignet: für die fliegerische Grundausbildung und die Fortbildung; mit ihm lassen sich komplette Kunstflüge ausführen (auch mit Zusatztanks), die Ausbildung im Schießen und Bombenwerfen vornehmen, das Abfeuern von Raketen üben. Eine seiner wertvollsten Eigenschaften ist die, auf Rasenflächen starten und landen zu können. Seine Konstruktion ist sehr robust. Die Ansaugöffnungen für die Luftzufuhr zum Triebwerk sind in den Tragflächenansätzen untergebracht, die Tragflächen selbst nach dem System der laminaren Umströmung konstruiert. Sie ermöglichen sogar Langsamflug. Mit 145 km/h ist die Landegeschwindigkeit für ein Strahlflugzeug sehr niedrig. Das Schwanzteil ist nicht nur dadurch interessant, daß es seiner Form nach an den Buchstaben ‚T' erinnert, sondern auch durch seine komplizierte und gut durchdachte Einrichtung, die nach Ausfahren der Bremsklappen automatisch den ganzen Stabilisator eindreht, wodurch dem Flugzeugführer die Steuerung erleichtert wird.

Solltest du mal in die Verlegenheit kommen, mitzufliegen, dann sei unbesorgt.



Das Leitwerk erinnert an ein „T". Die Bremsklappen (durchbrochener Teil unten rechts) stabilisieren das Flugzeug weitgehend.
Bild oben: Überprüfung im Testprogramm, bald werden Flugschüler den Platz des Testpiloten einnehmen.

Selbst das gefürchtete Trudeln kann der L-29 nichts anhaben. Schon nach einer halben Umdrehung ist sie heraus und fliegt normal weiter – es sei denn, du hältst sie mit Gewalt im Trudeln."

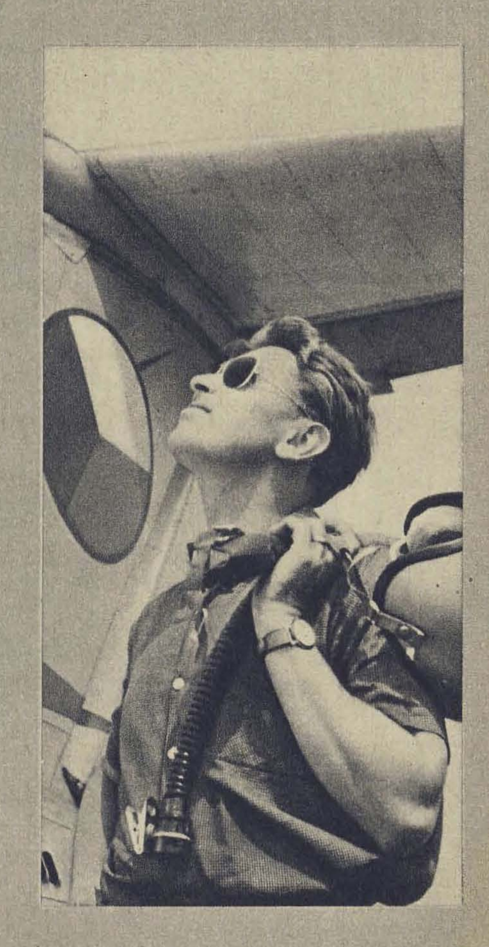
„Und wie kommst du mit der ‚Neunundzwanziger' zurecht?"

„Ich? Mann, wen fragst du da? Die L-29 gehorcht den kleinsten Steuerausschlägen. Sie kann ohne weiteres im Winkel von 45° nach Abheben gestartet werden. Selbst Seitenwind bis 15 m/sec macht ihr nichts aus. Diese Eigenschaften entsprechen in etwa denen der MiG 15 bzw. MiG 17. Im übrigen habe ich die L-29 mit meinen Kameraden vom Kollektiv der Testpiloten über 1000mal geflogen.

Auch ihre internationale Taufe hat sie schon erhalten. Viele ihrer Namensschwestern nahmen und nehmen Kurs weit über die Grenzen der ČSSR hinaus. Sie dienen nicht nur der Stärkung der Verteidigungskraft unserer sozialistischen Republik, sondern des ganzen sozialistischen Lagers."

Ein helles Pfeifen erhob sich über unseren Köpfen. Eine weitere L-29 unternahm den Flug zur letzten Überprüfung.

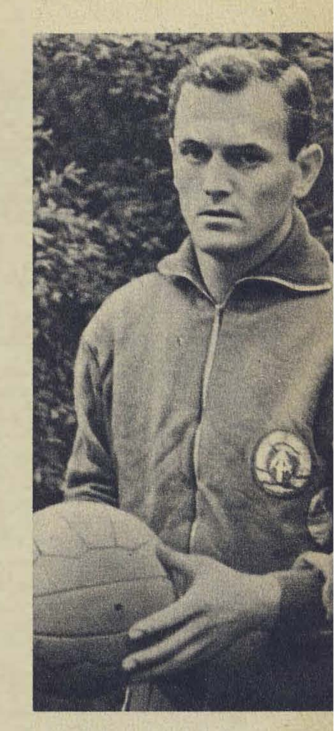
Duchoň war ganz Auge und Ohr. Mich hatte er schier vergessen.



Die L-29 gehorcht den kleinsten Steuerausschlägen. Sie kann im Winkel von 45° nach Abheben starten.

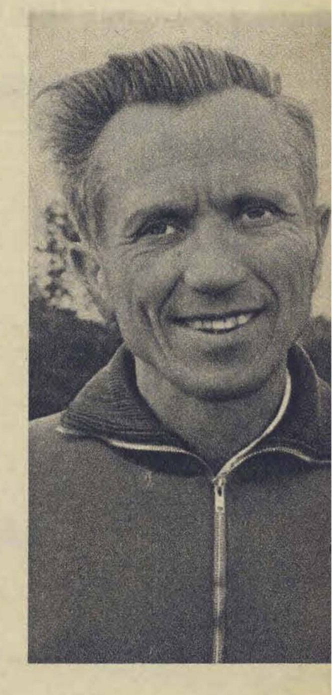
Testpiloten sind nicht gefeit vor interessierter Neugier
Duchoň ist ganz Auge und Ohr . . .

OBERFELDWEBEL OTTO FRÄSSDORF hätte es sich nie träumen lassen, daß er einmal ein Oberligafußballer, geschweige denn sogar Mittelstürmer der DDR-Olympiaauswahl werden würde. Familiär völlig unbelastet – der Vater und auch die Brüder befaßten sich mit Fußball erst nach Ottos Erfolgen –, tat er lediglich das, was andere Schuljungen damals in Magdeburg wie überall nach dem letzten Klingelzeichen unternahmen: Er knödelte mit auf Bürgersteigen, Höfen und Plätzen und opferte so manches Mal seine Schulmappe für den Torpfosten. Und später, als er Schiffsbauer in der Edgar-André-Werft lernte, tat er mehr seinem Freund einen Gefallen und meldete sich bei der Fußballsektion Motor-Nord (später TUS Fortschritt) an. Er muß aber seine Sache als Halbstürmer dort sehr gut gemacht haben; jedenfalls hielt Trainer Otto Hampe sehr viel von ihm und schwor auf sein Talent. So verlor er seinen Schützling auch nicht aus den Augen, als dieser sich freiwillig zu den Kanonieren der Nationalen Volksarmee meldete. Er schrieb an den ASK Vorwärts Berlin und machte den damaligen Trainer Kurt Vorkauf auf den frischgebackenen Soldaten und entwicklungsfähigen Fußballstürmer Otto Fräßdorf aufmerksam. Das weitere ist schnell erzählt: Die Überprüfung beim ASK fiel zufriedenstellend aus, seine Versetzung wurde bewilligt. Der einstige Bezirksligaspieler konnte von nun an mit dem Oberligakollektiv trainieren und eroberte sich verhältnismäßig schnell eine Stammposition in der „Ersten"... Diese Entwicklung vollzog sich für den heute 21jährigen in unwahrscheinlich kurzer Zeit. „Und trotzdem", kommentiert sein Mannschaftskamerad Horst Kohle, der sich viel um ihn kümmerte, „ist dem Otto kein Erfolg zu Kopf gestiegen. Er blieb ruhig, bescheiden, fast zurückhaltend." Übrigens ist Otto Fräßdorf familiär doch belastet: Neben Billard, Theater und Schlagern liebt er nämlich alles, was mit Kriminalistik zusammenhängt. Kein Wunder, wenn sein Vater Kriminalkommissar ist ...



Dürfen wir vorstellen...

HERBERT DITTRICH wacht „morgens mit dem Handball auf und geht abends mit dem Handball schlafen". So charakterisierte ihn einmal ein guter Bekannter – und er hat nur leicht übertrieben. Wer den erfolgreichen ASK-Trainer kennt, wird bestätigen müssen, daß seine unwahrscheinliche Beharrlichkeit schon manchmal Bäume versetzt hat. Er fordert viel von seinen Jungs, die ihn anerkennen und mit vielen kleinen und großen Sorgen zu ihm kommen. Und abends wälzt er Akten und Bücher. Sein Heiligtum ist ein riesiger Ordner, in dem Spiel für Spiel chronologisch geordnet ist – mit unzähligen Tabellen und langen Zahlenschlangen. So wurde Arbeit und Hobby bei ihm eins. Seine Erfolge, die er, heute fünfzigjährig, als Trainer der Armeemannschaft und – mit Heinz Seiler zusammen – auch der Nationalauswahl errang, sprechen für ihn: Viermal Feldhandballmeister, einmal Vizemeister in der Halle und Spartakiadesieger 1958 wurde der ASK, den Weltmeistertitel eroberte die DDR-Mannschaft in diesem Sommer in der Schweiz. Anerkennungen blieben nicht aus: Herbert Dittrich trägt den Vaterländischen Verdienstorden in Bronze, ist Verdienter Meister des Sports und erhielt zahlreiche Ehrennadeln. Die Handballeidenschaft des einstigen Elektromeisters für Tiefdruck im Leipziger Druckhaus Einheit entflammte bereits im Jahre 1927. Als Mittelläufer und Verteidiger machte er sich bei Leipzig 1867 einen Namen, wurde zweimal Sachsenmeister und einmal in die Nationalauswahl nominiert. Nach dem Kriege half er den Handballsport in der Messestadt wieder neu aufzubauen, wirkte in Gohlis-Süd, hob Motor West mit aus der Taufe und spielte noch bis 1952 selbst aktiv. Als der Verband ihn dann in den Trainerrat berief und ihm vorschlug, die neugegründete ASK-Mannschaft zu trainieren, gab er – wenn auch ein wenig mit wehem Herzen – seinen Beruf auf und widmete sich ganz der Trainertätigkeit.



DDR UNSER VATERLAND



bgesehen von den Fliegern und Weltraumfahrern, erblicken die meisten Erdenmenschen die Wolken ja von unten. Horst Gäbler, seine Frau Helga und seine drei Kinder jedoch genießen den Vorzug, die Wolken auch von oben betrachten zu können: Sie wohnen auf dem 1214 m hohen Fichtelberg, der höchsten Erhebung unserer Republik. Hier erlebt man es gar nicht selten, daß der Gipfel als kleine Insel inmitten eines weißen Wolkenmeeres schwimmt, aus dem höchstens noch der benachbarte, zur ČSSR gehörende Keilberg emportaucht.
Für den 41jährigen Wetterwart mit der schmalen, beinahe überschlanken Gestalt gehört der Blick in die Ferne – für die Besucher des Fichtelberges ein seltenes Erlebnis – zu den alltäglichen Pflichten. Vier Wetterdiensttechniker unterstützen ihn und teilen sich in die 16 Wetterbeobachtungen pro Tag, deren Ergebnisse zur Wetterdienstzentrale in Potsdam weitergemeldet werden, sowie in mehrere Klima- und Ozonbeobachtungen.
Die Arbeit der „Wettermacher" ist umfangreicher, als man gemeinhin annimmt: Da sind Temperatur, Luftdruck, Niederschlag, Windrichtung und -stärke zu messen; Sonnenscheindauer und Strahlungsintensität werden festgestellt. Und nicht zuletzt – immerhin liegt auf dem Fichtelberggipfel an rund 200 Tagen im Jahr Schnee – verlangen die Schneebeobachtungen viel Ausdauer und Mühe: Schnee wird gewogen, eine wichtige Arbeit für die Planung der Wasserwirtschaft. Schneeablagerungen werden an einem Turm mit verschiedenen technischen Profilen fotografiert, damit die Baufachleute Rückschlüsse auf die mögliche Belastung von Fernseh- und Rundfunkübertragungsstationen sowie von Energieleitungen ziehen können. Dichte und Wachstumsschnelligkeit von Rauhreif und Rauhfrost werden, ebenfalls für statische Berechnungen, durch Wiegen spezieller, täglich ausgewechselter Stangen festgestellt. Horst Gäbler brachte diese Methode von einem Besuch der polnischen Wetterstation auf dem Kasprowy Wierch in der Hohen Tatra mit in die DDR, wo man inzwischen neue Erfahrungen hinzugewann.
Abwechslungsreich wie das Arbeitsprogramm ist das Wetter selbst. Horst Gäbler hat sich daran gewöhnt, auch die Wetterunbilden mit Gelassenheit zu ertragen. Nicht so einfach übrigens, wenn beispielsweise der Wind mit 108 Stundenkilometern (das ist Windstärke 15) das Haus mit dem 20 m hohen Beobachtungsturm umtobt! Vor Gewittern glimmt das Elmsfeuer auf allen Spitzen und selbst auf dem hochgehaltenen Finger. Das Gewitter selbst nennen die Gäblerkinder kurzerhand „Geisterbahn", wenn bei Blitzen die Haustürklingel ertönt und die Glühbirnen aufleuchten, ja, wenn sogar das Telefon zum funkensprühenden Ungeheuer wird. Hier heißt es einfach, die Nerven behalten. Man richtet sich eben ein: Da sind im Winter die Ski das unentbehrliche Fortbewegungsmittel; da werden, wenn die Schwebebahn wegen Schneesturm außer Betrieb ist, die Lebensmittel aus Oberwiesenthal mit dem Rucksack den Berg heraufgetragen; da ermöglicht eine Spezialausbildung im Bergrettungsdienst des DRK erste Hilfeleistungen bei Unfällen.
Als die Gäblers mit ihrem Sohn Peter im Jahre 1950 aus Dresden auf den Berg zogen, hatten sie sich für fünf Jahre verpflichtet. Besonders für die damals fünfundzwanzigjährige, lebensfrohe junge Frau brachte die erste Zeit mancherlei Probleme, aber Helga Gäbler kämpfte sich durch, erfüllt von dem Gedanken, sich gleichsam ständig auf „Expedition" zu befinden. Hier oben kamen dann die beiden Töchter Brigitte und Ingrid zur Welt. Jetzt geht bereits das vierzehnte Jahr ins Land, und es soll für Gäblers bei weitem noch nicht das letzte auf dem Fichtelberg sein.
Denn für Menschen, die mit offenen Augen und Herzen die Natur betrachten, bietet diese einzigartige Erlebnisse. Nicht mehr zu zählen sind die Stunden, die Horst Gäbler mit dem Fotoapparat auf Beobachtungsposten verbrachte. So gelangen ihm Aufnahmen, die Seltenheitswert haben: Sein eigener Schatten, von der aufgehenden Sonne auf den Nebel projiziert; Dämmerungserscheinungen wie der „grüne Strahl", der bei entsprechender spektraler Zerlegung des Sonnenlichts sekundenlang vom obersten Rand der Sonne ausgeht; Sonnenuntergänge, die den Himmel bis in die Unendlichkeit hinein in den seltsamsten Farben erglühen lassen; die rund 200 km (!) entfernte Schneekoppe in der ČSSR. Und obwohl für den Wetterwart die Natur keine Wunderwelt, sondern eine in ihrer Wirkungsweise durchaus erfaßbare optische Werkstatt ist, vermögen ihn solche Erlebnisse immer wieder anzuregen und zu erfreuen.
Manchmal steht auch ein Ausflug mit Frau und Kindern auf dem Programm, vom wetterkundigen Familienvater in weiter Voraussicht auf zu erwartende Schönwettertage festgelegt. Vor einigen Jahren im Mai endete ein solcher Ausflug per Fahrrad ins Osterzgebirge jedoch vorzeitig in eisigem Sturm und zehn Zentimeter Neuschnee. Und somit zum Schluß ein Trost für uns alle: Gegen die Launen des Wetters ist selbst ein Wetterwart nicht gefeit. *Eva-Ursula Petereit*



NACH DIENST in der BASTELECKE

Polytechnik für den Rationalisator (IX)

„Borg mir doch bitte mal deinen Lötkolben", bat Soldat Krause seinen Freund Erich, denn er wollte sich einen Transistorenempfänger bauen. „In Ordnung", meinte Erich. „Vorher jedoch einige Bemerkungen über das Löten, damit du auch alles richtig machst."

Das Löten

Alle leitenden Verbindungen zwischen den Bauelementen eines funktechnischen Gerätes werden weich gelötet. Dazu braucht man neben einem erhitzten Lötkolben ein sogenanntes Lot. Das ist in diesem Falle Lötzinn 60 (60% Zinn, 40% Blei), dessen Schmelzpunkt bei 185 °C liegt. Da bei der Erwörmung der zu lötenden Stelle das Metall oxydiert und das Lot normalerweise nicht haftet, benutzt man Flußmittel, die das Bilden der Oxydschicht verhindern. Solche Flußmittel sind reines oder in Spiritus gelöstes Kolophonium (Mischungsverhöltnis 1:1). Für die Radiopraxis gibt es auch Lötzinndröhte, die bereits eine Kolophoniumader enthalten.
Als Werkzeug verwenden wir elektrische Lötkolben mit Leistungen von 40 bis 100 Watt. Bei diesen erhitzt eine Spirale die Kupferspitze auf etwa 250 °C. Die gerade oder gebogene Kupferspitze wird in Form einer Schraubenzieherklinge gefeilt. Bei längerem Betrieb kann sie allerdings infolge zu großer Erwärmung leicht verzundern. Durch Nachfeilen oder ständiges Reinigen mit einer Drahtbürste hält man die Spitze sauber. Bei größeren Lötpausen läßt sich mittels zusätzlichem Vorwiderstand die Heizleistung verringern. Damit kann man einer Verzunderung entgegenwirken. Die Sauberkeit der Kupferspitze und ihre gute Verzinnung sind in jedem Falle maßgebend für einwandfreie Lötstellen. Das trifft natürlich auch auf Lötkolben zu, bei denen die Kupferspitze im Feuer oder durch eine Lötlampe erhitzt wird.

Mit größeren elektrischen Lötkolben (bis etwa 500 Watt) bereitet das Löten von Kupfer-, Messing- oder Weißblechen keine Schwierigkeiten. Dagegen muß man bei Aluminiumblech besondere Verfahren anwenden. Infolge der starken Oxydschicht, die sich bei der Erwärmung des Aluminiums bildet, reichen die bekannten Flußmittel nicht mehr aus. In neuerer Zeit setzt sich daher bei Aluminium immer mehr das Ultraschall-Löten durch. Die Ultraschall-Vibrationen zerreißen die Oxydhaut, und das Lot kann mit dem Aluminium eine innige Verbindung eingehen.

Wichtig ist, daß neben dem Werkzeug auch die Lötstelle sauber ist. Die Lötstelle wird vorher mit einer Schlichtfeile, einem Messer oder mit Schmirgelleinen blankgemacht, mit dem Flußmittel benetzt und dann verzinnt. Sehr gut eignet sich zum Blankmachen der Lötstelle ein Glashaar-Radierer, wie ihn technische Zeichner beim Radieren auf Transparentpapier benutzen. Das Verzinnen der Bauteile vor dem Einbau ist besonders wichtig, da man sich dadurch viel Ärger und Arbeit ersparen kann.

Brennt bei einem elektrischen Lötkolben einmal die Heizpatrone durch, so kann man sie durch eine neue in der passenden Größe ersetzen.

Ing. Schubert

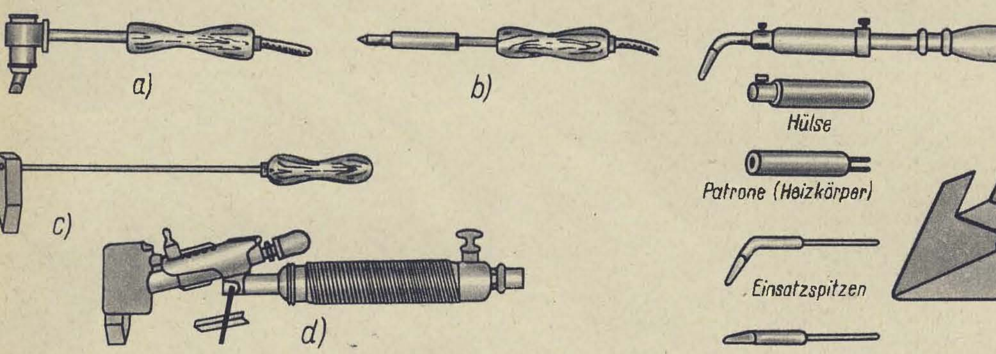


Abb. 1: Elektrischer Lötkolben größerer Leistung (a), normaler Radiolötkolben (b), Hammerlötkolben (c) und Benzinlötkolben.

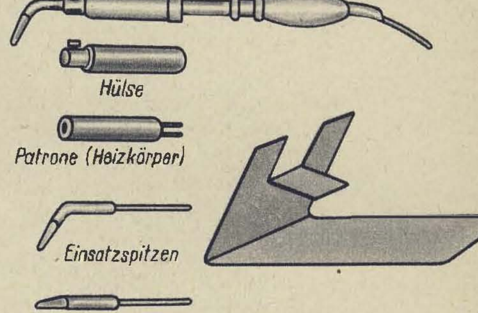


Abb. 2: Der elektrische Lötkolben und seine Einzelteile (links), Lötkolbenhalter (rechts).

Das FOTO *für Sie*

Alle Leser, die „Das Foto für Sie" beziehen möchten, kreuzen auf der Kontrollmarke die Nummer der Bilder an, von denen sie einen Fotoabzug 18x24 cm erwerben möchten, schneiden die Kontrollmarke aus und kleben diese auf den Empfängerabschnitt einer Zahlkarte, mit der sie je Fotoabzug 2,– DM an den Deutschen Militärverlag, Berlin-Treptow, Postscheckkonto Berlin 405 55, überweisen. – Bestellung und Bezahlung erfolgen somit gleichzeitig. Die Fotos stellt der Verlag kostenlos zu. – Achtung! Alle Leser, die „Das Foto für Sie" jeden Monat bestellen, erhalten zu Beginn des neuen Jahres gegen Einsendung der 12 Stempelaufdrucke aus den Versandtaschen 3 noch nicht veröffentlichte Fotos kostenlos. Die Versandtaschen deshalb nicht wegwerfen.



1

ACHTUNG!

Um allen Freunden des „Foto für Sie" die Möglichkeit zu geben, mehrere Bilder von dem Manöver „Quartett" zu erwerben, veröffentlichen wir in diesem Monat einmalig sechs Fotos

Militärbilddienst



4



2



5



3



6

Das FOTO *für Sie* 12/1963	1	2	3
	4	5	6



1

Sie erschienen gerade in dem Augenblick auf der anderen Seite der Grenze, als Soldat Čitek die Fernsprechleitung wieder in Ordnung hatte. Der tschechoslowakische Nachrichtensoldat hob den Kopf, stand auf und tauschte mit den deutschen Grenzsoldaten einen freundschaftlichen Gruß. Dann machte er sich daran, sein Werkzeug einzupacken. Doch noch ehe er auch die kleine Rolle Draht in der Tasche verstauen konnte, ertönte ein Schrei.

„František", rief sein Begleiter aufgeregt, „von den deutschen Genossen ist einer abgerutscht und vom Felsen gestürzt . . ."

Čitek sprang auf: „Warte hier, ich will dort nachsehen!"

„Mach keinen Unsinn, das ist jenseits der Grenze. Dort dürfen nicht einmal wir hin!"

Čitek ging, obwohl es verboten war. Er fand den deutschen Grenzsoldaten mit gebrochenem Bein

Zwei Kapitel Soldatenfreundschaft

Niedergeschrieben von Major Josef Glückselig

am Fuße der vier Meter hohen Felswand. Der zweite Soldat der deutschen Streife, der mit seinem älteren Kameraden zum erstenmal auf Streifengang war, machte ein völlig ratloses Gesicht. Čitek überlegte nur einen Augenblick. Dann lud er sich den verletzten Genossen auf den Rücken und trug ihn zu dessen Einheit. Einen Kilometer, zwei, drei . . . fünf Kilometer weit. Dort setzte ihn Čitek an der Tür auf eine Bank, reichte ihm die Hand und lief im Eiltempo zurück. Klatschnaß klebten ihm Hemd und Uniformjacke am Leibe. Wenn nur nichts herauskommt, dachte er. Man wird mich wegen unbefugten Überschreitens der Grenze bestrafen.
Einige Tage später rief sein Kommandeur alle Soldaten zusammen, erzählte die Geschichte und fragte: „Wer war das?"
Soldat Čitek errötete leicht, trat aber nicht vor. Erst als der Kommandeur noch einmal und mit Nachdruck fragte, meldete er sich. Er ahnte ja nicht, daß die deutschen Genossen den unbekannten Helfer suchten, um ihn zu belohnen.
Erstaunt hörte er das Lob aus dem Munde seines Kommandeurs, und verdattert ließ er anschließend die Kopfwäsche über sich ergehen, als der ihn ob seiner Geheimniskrämerei rügte.
„Ich werde auch nie wieder die Grenze verletzen, Genosse Hauptmann", sagte er dann und fügte leise hinzu: „solange ein Mensch nicht meine Hilfe braucht!"



„Jawohl, an dieser Stelle machen wir dann den Sack zu – und haben den Burschen."



„Dobrý den, Přítelí! Na, ist das deutsche Gras heute auch so naß, vom letzten Regen?"

„Solch ein Kreuz hatte der Kerl, wißt ihr noch? Aber gemeinsam schnappten wir ihn doch.“

„Halt! Dort unten bewegt sich was ... Karlik, sag schnell den deutschen Genossen Bescheid!“



2

Hájek und Tomlák krochen vorsichtig durch das Gebüsch, zwängten sich auf schmalem Pfad an riesigen Gesteinsbrocken vorbei, sprangen fast lautlos über Felsspalten und tauchten wieder im Walde unter. Plötzlich blieb Hájek stehen, schaute sich um und kniete nieder. Im aufgeweichten Boden des Pfades war eine Fußspur erkennbar, die nicht vom Schuh eines Grenzsoldaten stammen konnte. Sie unterschied sich ganz deutlich von den Abdrücken, die tschechoslowakische oder deutsche Grenzstreifen hinterließen. Schnell verständigte sich Hájek mit Tomlák, zeigte dem Hund die Spur und sagte: „Emir, such!“

Ein paar Sekunden lang tänzelte der Hund auf der Stelle herum. Dann stieß er vor, den Kopf im Blaubeergesträuch vergraben. Die Grenzsoldaten, ihre Maschinenpistolen im Anschlag, hatten Mühe, ihm zu folgen. Doch sie brauchten nicht weit zu gehen. Nur wenige hundert Meter. Hinter einem riesigen Felsblock, unmittelbar an der Staatsgrenze, fanden sie den Grenzverletzer. Der Mann starrte sie entsetzt an. Noch vor einer knappen Stunde war er sehr umsichtig gewesen. Er hatte sogar jede sichtbare Spur verwischt, die seine Schritte im aufgeweichten Boden hinterließen. Damit wollte er die Fahndung der deutschen Grenzsoldaten erschweren, die ihn bereits verfolgten.

Die tschechoslowakischen und deutschen Soldaten trafen jetzt an der Grenze zusammen, beinahe so, wie sie sich als gute Freunde häufig treffen. Aber doch nur beinahe so; denn in diesem Augenblick befand sich zwischen ihnen ein Grenzverletzer, ein Verbrecher. Er hatte geglaubt, die zwischen den Bruderstaaten DDR und ČSSR liegende Staatsgrenze sei weniger gut behütet, als andere Grenzabschnitte. Welch törichte Auffassung! Die Hand in Hand arbeitenden Waffenbrüder belehrten ihn eines Besseren.



... gab ein indonesischer Sportfunktionär jüngst dem Leiter einer in seinem Lande weilenden westberliner Fußballdelegation zu verstehen. Die wackeren Frontstadt-Kämpen – weniger Reisende in Sachen Sport, sondern mehr in Sachen der Brand(t)-Politik – hatten ihren Gastgebern gerade einen Propagandafilm über Westberlin gezeigt und den Indonesiern Hetzbroschüren gegen die DDR in die Hand gedrückt. Erwartungsvoll lauschten sie auf das Echo. Und es kam auch prompt, eben aus dem Munde besagten Sportfunktionärs, der den Gästen abschließend – viel Erfolg bei der Schaffung einer Freien Stadt Westberlin wünschte!

Das finde ich aber nett von Ihnen!

... sagte der Carabinieri-Leutnant zum Schiedsrichter, als der schwarze Mann – doch gehen wir der Reihe nach: Es war in Catallaro in Italien. Auf dem Handballprogramm stand das Spiel der Einheimischen gegen eine Carabinieri-Mannschaft aus Vilazzo. Doch da der Platz infolge starker Regenfälle nicht zu benutzen war, begab man sich gemeinsam in das Vereinslokal und trug dort in feucht-fröhlicher Runde einen Wettbewerb im Weintrinken aus. Am Ende hatten die Gäste 21 und die Gastgeber 18 Flaschen geleert, worauf der ebenfalls recht weinselige Schiedsrichter eben jenes 21:18 als Ergebnis in dem offiziellen Spielbericht vermerkte. Als dann später die der Schwindelei folgenden Spielsperren verhängt wurden, waren die Beteiligten allerdings weniger dem Wein denn dem Weinen nahe.



... weshalb jetzt der Ortskommandant, ein Panzeroberst, die Neuformierung der spanischen Fußballmannschaft Alcoyana übernommen hat. Zusammen mit einem Major des Generalstabs, der für die Spieltaktik verantwortlich ist, will er die „Truppe" aus dem Dauertief der letzten Jahre hinausführen. – „Alles mal herhören! Wir werden das am Sandkasten trainieren, wie der Gegner blitzartig zu überrollen ist!"



Ja!
In Sao Paulo nämlich, bei den Panamerikanischen Spielen des Jahres 1963. Ausgerechnet in ihrer Nationalsportart, im Baseball, erlitt die vorwiegend aus Soldaten bestehende USA-Mannschaft eine katastrophale 13:1-Niederlage. Peinlich genug für die Amis. Noch weit unangenehmer aber wird für sie die Sache, wenn man hört, wer sie schlug und wem deshalb die Siegesglocke läutete: Kuba!

Paula zaubert Flecken weg!

Diese auch?
„Der Münchner Schwimmsport", konstatierte vor einiger Zeit die „Süddeutsche Zeitung", „findet im verborgenen statt. Fast ist man versucht zu sagen, er wird abgewürgt. Wie anders kann man sich erklären, daß Gerhard Hetz (Europarekordhalter über 200 und 1500 m Freistil sowie 400 m Lagen) im Münchner Nordbad vor leeren Rängen starten mußte, weil die Hallenmiete, die um etwa 500 Mark höher ist, wenn Zuschauer hereindürfen, nicht aufzubringen war. Diesem Betrag wird ein sportliches Ereignis geopfert ..."



SPORTLICH-SPÖTTISCH

Eingekehrt bei sich selbst

Wenn der Tag lang und anstrengend war,
Underberg trinken,
ausruhen und wirklich zu sich kommen –
dann sieht man die Welt
immer im richtigen Licht.

... und findet mitunter sogar ein treffendes Wort für die Bundeswehr – wie etwa der Sportredakteur der „Bonner Rundschau", als er in einer Radrenn-Vorschau schrieb: „Die Bonner Phalanx stützt sich hauptsächlich auf Georg Kopp, Manfred Gottschalk (beide z. Z. bei der Wehrmacht)."

1		2		3	■	4		5		6	■	7	8		9	■	10		11		12
	■		■	13			■		■	14				■	15			■		■	
16					■	17	18		19		■	20		21		■	22	23			
	■		■	24	25			■	26						■	27				■	
28	29		30	■	31						■		■	32	33		■	34		35	
36						■	■	■		■	37	■	38				39	■	40		
■		■		■	41	42		43		44		■	45			■		■	■		■
46				47			■	48				49		■	50	51		52			
■		■	■		■	53	54		■	55							■		■		■
56		57	■	58	59				■		■		■	■	■	60			61		62
63			64	■	65			■	66	■	67			68	69		■	70			
	■	71		72		■	73	74					■	75			76	■		■	
77					■	78				■	79		80			■	81				
	■		■	82			■	83				■		■	84		■		■		■
85					■	86				■	87					■	88				

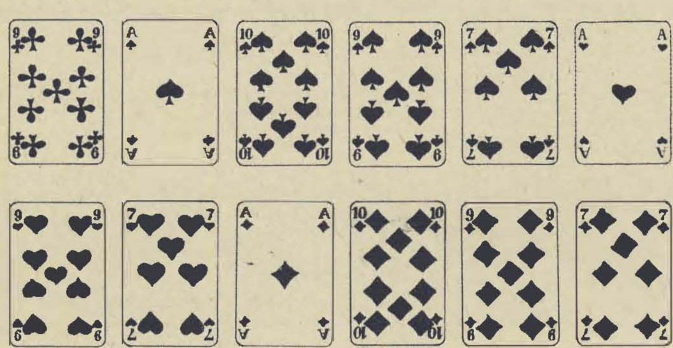
KREUZWORTRÄTSEL

Waagerecht: 1. deutscher Schriftsteller („Links, wo das Herz ist"), 4. Kampfgas, 7. Fell des Seebären, 10. Grundlage, 13. Hirschart, 14. See im sowj. Mittelasien, 15. griech. Buchstabe, 16. Stadt in Portugal, 17. männl. Vorname, 20. Stadt in Nordrhein-Westfalen, 22. Dichter des „Sozialistenmarsches", 24. Schachfigur, 26. Sportler, 27. Teil des Projektils, 28. Fahrzeug der Küstenfischerei, 31. Walzerkomponist, 32. Mädchenname, 34. seemänn.: dünnes Tauwerk, 36. Hilfsmittel zum Zeichnen, 38. geometr. Figur, 40. Generalsekretär der UN 1946/53, 41. Büchergestell, 45. Lotterieanteil, 46. Angelköder, 48. Spott, 50. Stadt in Holland, 53. Sportzeitung in der DDR, 55. röm. Göttin, 56. Spruchsammlung, 58. Sportgerät, 60. Staat in Vorderasien, 63. Blutgefäß, 65. Papagei, 67. Teil des Tages, 70. Nebenfluß der Warta (Polen), 71. Erfinder des Telefons, 73. winzige Zeiteinheit, 75. Kurzbez. für die griech. Volksbefreiungsarmee, die 1944–49 gegen die reaktion. Regierung und die brit.-amerik. Interventen kämpfte, 77. Schöpfer der „Odyssee", 78. Theaterplatz, 79. deutscher Film- und Theaterregisseur, 81. Spion, 82. Stadt a. d. Donau, 83. Haushaltsplan, 84. Chef der Volksmarine, 85. chem. Grundstoff, 86. Bez. der DDR, 87. Schweizer Mathematiker, 88. Begründer der Landwirtschaftswissenschaft.

Senkrecht: 1. Autor des Romans „Wenn die Haubitzen schießen", 2. vulkan. Inselgruppe im Atlantik, 3. Kurierfahrzeug, 4. Leitgedanke, 5. Gutschein, 6. Wesensart, Charakter, 7. Nebenfluß der Rhone, 8. altes Längenmaß, 9. dem Wind abgewandte Seite, 10. Verkehrszeichen, 11. Führungsmittel, 12. Anlage zur Salzgewinnung, 18. nord. Haustier,

Skat

Mittelhand entschließt sich beim Bierlachs zu einem Gewaltspiel. Er hat mit dem Skat unten abgebildete Karten.
Welche Farbe muß er spielen und wie drücken, um zu gewinnen?
Karten von VH: Kreuz 10, König, Dame, 8; Herz 10, König, 8; Karo König, 8; Pik 8.



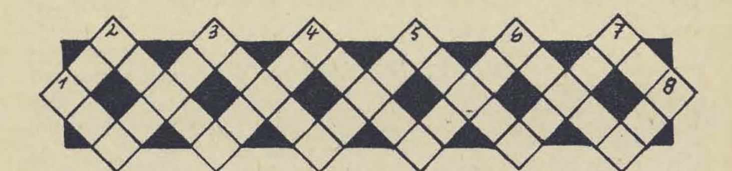
19. Dauerfahrer hinter Schrittmacher, 21. Ostseebad, 23. Maßeinheit der Arbeit, 25. Baumstraße, 27. Hafenanlage, 29. Textdichter des Märchenepos „Oberon", 30. deutscher Schriftsteller („Der Neger Nobi"), 33. europ. Vulkan, 35. deutscher Maler (1803–1884), 37. ital. Maler (1575 bis 1642), 38. Futterpflanze, 39. engl. Anrede, 42. Geburtsstadt Karl Marx', 43. Habsucht, 44. europ. Hauptstadt in der Landessprache, 47. griech. Insel, 49. Staat in Asien, 51. größtes Waldgebiet der Erde, 52. Fluß in Spanien, 54. imperial. Militärpakt, 56. Stadt auf Jütland, 57. Teil des Jacketts, 59. Tanzschritt, 61. altgriech. Stadt in Thrakien, 62. schlechte Angewohnheit, 64. Wendekommando auf Segelschiffen, 66. größte griech. Insel, 67. Wohnungsgeld, 68. Getränk, 69. Nebenfluß der Weser, 72. Stadt in Nordostspanien, 74. Stadt in Ungarn, 76. Stoffart, 78. Infanteriewaffe (Kurzform), 80. gallertartige Masse.

BUCHSTABENSTREICHEN

Wunde – Wenden – Steuer – Leber – Enkel – Rhin – Ente – Spinne – Schaben – Stolle – Mühe – Fuß – Tier – Herr – Leuchte – Säge – Lichtung – Durst – Sünde – Leiche – Fürth – Laden – Stolz – Idealismus – Rente – Scheibe – Faden. Bei jedem dieser Wörter sind zwei Buchstaben zu streichen, die übrigen Buchstaben ergeben, aneinandergereiht, einen Satz aus dem Jugendkommuniqué des Politbüros des ZK der SED.

SILBENRÄTSEL

Aus den Silben an – an – bar – bel – ber – bre – chas – cher – der – do – e – ein – eis – ga – ger – heit – horn – kas – ker – kreis – kreu – log – loo – mei – na – ne – o – o – on – pe – pe – ping – richt – schot – se – sis – ster – tap – ten – ten – ti – tor – vi – ze – zer sind 17 Wörter zu bilden. Bei richtiger Lösung ergeben die Anfangsbuchstaben, von oben nach unten gelesen, eine kleine moderne Schiffsklasse der Sowjetflotte. (ch = 1 Buchstabe) 1. Winkelmeßgerät der Artillerie, 2. Schiffszubehör, 3. Kriegsschiff, 4. militär. Formation mit fester Gliederung, 5. Waffe der Seekriegführung, 6. Teilstrecke, 7. Signalgerät auf Schiffen, 8. Zwischenwände zur Unterteilung des Schiffes, 9. Teil des Funkgerätes, 10. Steuermannskunst, 11. Spezialschiff, 12. Fischereifahrzeug, 13. Kunstflugfigur, 14. Hafenboot, 15. Dienstgrad bei der Volksmarine, 16. Gewässer, 17. Zubringerschiff.



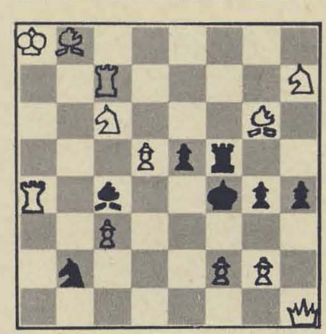
ALLES KREUZT SICH

Von der Zahl nach rechts unten: 1. ungar. Revolutionär, Mitbegründer der KPU, 2. Weltrekordlerin im Hochsprung, 3. hervorrag. deutscher Arbeiterfunktionär, 4. Spitzhacke, 5. sowj. Schriftsteller, 6. ASK-Radsportler, 7. Stadt in Marokko.
Von der Zahl nach links unten: 2. sowj. Schriftsteller, 3. europ. Stadt, 4. Wert einer Ware, 5. tschech. Widerstandskämpfer, Volksheld; 6. Mitkämpfer E. Thälmanns, 7. Stadt in Schweden, 8. engl. Anrede.

IM VERSTECK

Ammon – Aßmus – Desdemona – Anfertigung – Linde – Aken – Nenner – Umiak – Stahnsdorf – Schlag – Schlager – Anzug – Könner – Bienenkorb. Jedem dieser Wörter sind drei zusammenhängende Buchstaben zu entnehmen. Aneinandergereiht ergeben sie einen militär. Leitsatz.

SCHACHAUFGABE



Matt in zwei Zügen

Raffinierte Fesselungen.

Verfasser: K. Erlin.

Stellungsbild: Weiß: Ka8, Dh1, Ta4, Tc7, Lb8, Lg6, Sc6, Sh7, Bc3, d5, f2, g2 (zwölf Steine).
Schwarz: Kf4, Tf5, Lc4, Sb2, Be5, g4, h4, (sieben Steine).

AUFLÖSUNGEN AUS HEFT 11/1963

SKAT: 1. V: Herz König, 7, As; 2. H: Herz 9, Dame, Karo As; 3. M: Karo Bube, Dame, Kreuz Bube; 4. V: Herz 8, Karo 8, Kreuz 7; 5. M: Herz Bube, Pik Bube, As; 6. H: Pik 7, König, Karo 10; 7. M: Kreuz 8, König, Dame; 8. H: Pik 8, Dame, Karo König; 9. und 10. Stich muß M abgeben.

KREUZWORTRÄTSEL: Waagerecht: 1. Salut, 4. Kanal, 8. Serum, 12. Ruder, 15. Auer, 16. Titel, 17. Hose, 18. Nandu, 19. Radom, 20. Darß, 21. Bande, 22. Burg, 24. Meran, 26. Ecke, 27. Steher, 32. Puma, 34. Dinar, 38. General, 40. Alpen, 43. Puppe, 46. Asti, 49. Fräßdorf, 50. Fuge, 51. Mantel, 53. elf, 55. Lanner, 59. Saar, 60. Eisenbahn, 63. Lade, 64. Dolle, 66. Mader, 68. Stadium, 70. Irbis, 73. Gent, 75. Met, 77. Parade, 81. Mann, 83. Maran, 85. Grad, 87. Gorki, 88. Tobol, 89. largo, 90. Tempo, 91. Neon, 92. Desna, 93. Este, 94. Liane, 95. Neper, 96. Abort, 97. Riege.

Senkrecht: 1. Sinus, 2. Linie, 3. Taube, 4. Kerr, 5. Aragon, 6. Atom, 7. Limes, 8. Sedan, 9. Elan, 10. Uhse, 11. Masche, 12. Rebe, 13. Donau, 14. Riesa, 23. Urd, 25. Reep, 28. Tal, 29. Heer, 31. Vergaser, 32. Plan, 33. Mate, 35. Ilse, 36. Apogäum, 37. Rur, 39. Rom, 40. Atoll, 41. Pfund, 42. Nähe, 44. Pferd, 45. Effel, 47. Stand, 48. Iller, 52. Adam, 54. Annl, 56. Aare, 57. Nest, 58. Raa, 61. Ili, 62. Haar, 65. Oder, 67. Eid, 69. Danton, 71. Bagger, 72. Spa, 73. Gogol, 74. Narwa, 75. Maler, 76. Talna, 78. Aster, 79. Parade, 80. Elage, 81. Mine, 82. None, 83. Made, 84. Naab, 86. Rost.

SCHACH: 1. Kg7, Tgh3; 2. e8S! 3. Sf6 matt. Nicht sofort 1. e8D weil folgt 1. ... Tgh3 und nach 2. ... g3 matt unmöglich. Nach 1. e8S folgt Th1!

BILDERRÄTSEL: „Der Erfolg in der Luft wird am Boden vorbereitet."

ERGÄNZUNGSRÄTSEL: Ormazabal



HEFT 12
DEZEMBER 1963
PREIS DM 1,-

„Armee-Rundschau" – Magazin des Soldaten · Chefredakteur: Manfred Berghold – Anschrift der Redaktion: Berlin-Treptow, Postfach 7986, Telefon 63 09 18 · Liz.-Nr. 1513 des Presseamtes beim Vorsitzenden des Ministerrates der Deutschen Demokratischen Republik · Herausgeber: Deutscher Militärverlag, Berlin-Treptow, Postfach 6943 · Erscheint monatlich · Bestellungen bei der Deutschen Post – Nachdruck, auch auszugsweise, nur mit Genehmigung der Redaktion · Für unverlangt eingesandte Unterlagen übernehmen wir keine Gewähr · Zur Zeit gültige Anzeigenliste Nr. 3 · Anzeigenannahme: Werbekollektiv Josef Weber, Erfurt, Clara-Zetkin-Straße 48 und alle Betriebe der DEWAG; Anzeigenverwaltung: Deutscher Militärverlag · Druck: Druckhaus Einheit Leipzig III/18/211 · Gestaltung: Horst Scheffler

Redaktionsschluß dieses Heftes: 1. November 1963

Fotos: Gebauer (12) Titel, Rücktitel, S. 4, 24, 25, 39, 40, 41; Opitz (1) 5; Weiß (14) S. 6, 7, 8, 9, 27, 29, 32, 33, 34, 35, 67; Kurzbach (1) S. 9; Zentralbild (3) S. 13, 43; Hammer (2) S. 19, 20; TANJUG (6) S. 44, 45, 46; Dressel (1) S. 47; DEFA-Neufeld (1) S. 55; Novotný (7) S. 62, 66, 74, 75, 76; Masojidek (4) S. 63, 64, 65, 66; Weidt (1) S. 67; Bach (1) S. 71; Archiv (14) S. 12, 14, 22, 29, 48, 57, 58.

TITELBILD: Funkorter in einer Funkmeßstation der Luftstreitkräfte der Nationalen Volksarmee.

Berichtigung: In unserem Beitrag „30 PS pro Mann" (Heft 11/1963, Seite 16, 9. Zeile von unten) muß es richtig heißen: „. . . nahmen über **8000** Kfz. aller Typen teil . . ."

STAR-Palette

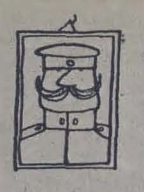
Das ist nicht „der alte Hut von Jerry Flynn", sondern der von Dietlinde Greiff. Sie hat auch nichts mit Arkansas zu tun, sondern steht als Spreeathenerin mitten in unserem Leben. Das zeigte sich auch bei unserem Besuch. Der alte Hut als Fotorequisit war bald vergessen, und wir befanden uns im interessanten Gespräch. Zwei problematische Filmstoffe hat sie schon mitgestaltet: „Schritt für Schritt" und „Der Kinnhaken", am dritten, „Die Abenteuer des Werner Holt", arbeitet sie. Verständlich, daß uns die Thematik des ersten Films besonders interessierte. „Wohl ist die Problemstellung heute nach Einführung der Wehrpflicht überholt, aber bringt der Wehrdienst nicht auch heute noch Konflikte?" meinte sie. Nicht selten wird Dietlinde diesbezüglich von den Soldaten gefragt. Natürlich verlangt der Wehrdienst auch persönliche Opfer.



Dietlinde Greiff

Liebesleute werden getrennt und müssen sich Treue beweisen. Manche junge Familien, eben erst gegründet, werden auf die Probe gestellt. Und wäre es nicht darstellenswert, den Elan zu zeigen, mit dem die jungen Soldaten ihre militärischen Pflichten erfüllen? Probleme über Probleme, so sagte sie, auf die man mit den Mitteln der Kunst eine Antwort geben kann. Gern würde sie in einem solchen Film spielen. Unsere Antwort: „Obwohl uns ihr Spiel gefällt, Frau Greiff, bedauern wir, daß sie nicht Filmautorin sind." Aber Dietlinde ist Schauspielerin, und sie bewies es im „Kinnhaken". Ihre „Berlinerin" war echt in Sprache und Ausdruck, und wir können gespannt sein auf die Marie Krüger in „Werner Holt". Ihre Lehrjahre absolvierte sie an der Filmhochschule und im Schauspielstudio Rostock. Nach Schwerin verpflichtete sie Martin Hellberg für ein Jahr. Dort spielte sie die Natascha in „Krieg und Frieden" und die Hero in „Viel Lärm um nichts". Die nächste Station ist nun Berlin. Auch der Fernsehfunk hat sich ihrer versichert. „Rom – Via Maguritta 4" war ihr Fernsehdebüt, dem das Kinderfernsehspiel „Fri-piri" folgte. Als „leichtes Mädchen" geriet sie zuletzt in die Ermittlungen der „Blaulicht-Kriminalisten". Köstlich war ihre Berliner Schnoddrigkeit, mit der sie diese kleine Rolle gestaltete.

E. Gebauer





Opa hatte mal einen Kaiser

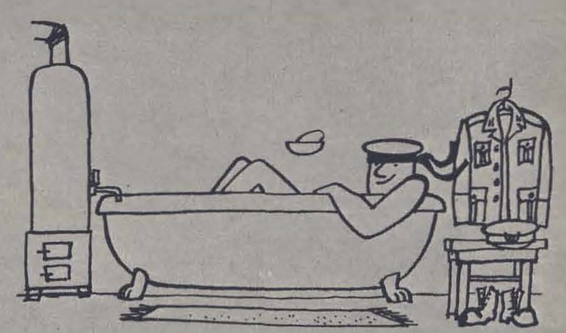


„Seit er beim Militär ist, scheint er nicht mehr so aggressiv zu sein!"

URLAUB



Besichtigung der alten Truppe



„Eigentlich wollte ich ja zur Marine!"

ZEICHNUNGEN VON PAUL KLIMPKE



„Bist Du dort auch satt geworden?"



„Ich glaube, daß wir uns jetzt trennen müssen!'

Index 31036


76